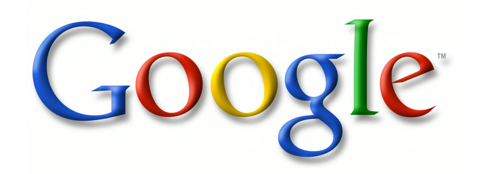


BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS



Bücher-Sammlung

von



Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



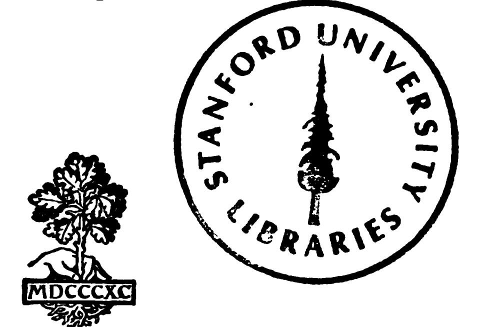


Zu der Novellette „Das Wahlrecht der Frau“
von Rudolf Treuen. (S. 15)
Originalzeichnung von J. Mukarovsky.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

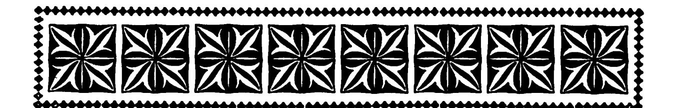
Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang 1913 ◆ Zweiter Band



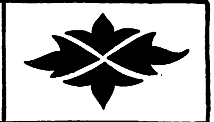
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ◆ Berlin ◆ Leipzig

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.



Das Wahlrecht der Frau.

Novellette von Rudolf Treuen.

Mit Bildern
von J. Mukarovsky.

(Nachdruck verboten.)

Die Tafel des Südbahnhotels am Semmering war wieder um ein Mitglied bereichert worden — eine junge Dame von ernstem Äußeren, deren prüfender Blick, als sie mit kühlem Lächeln die Vorstellung ihres Nachbars, Doktor Blank, erwiderte, sämtlichen Anwesenden den Paß abzufordern schien. Mit Gleichmut vertiefte sie sich alsdann in die Beschäftigung des Essens.

Ihr gegenüber saß ein junger Mann, der höchst eindringlich in seine Tischdame hineinredete, jedes Wort mit einem vielsagenden Blick begleitend.

Die Neuangekommene runzelte die Stirn. „Lächerlich!" sagte sie plötzlich unvermittelt.

Doktor Blank wandte den Kopf. „Gilt das mir?" fragte er sich vorbeugend.

Sie machte eine verneinende Gebärde. „Es gilt nicht Ihnen, sondern dem Paar da drüben."

„Was hat das junge Paar Ihnen denn getan?"

„Es beleidigt mich in meinem ästhetischen Empfinden. Sehen Sie nicht, wie er ihr zwischen seinen Spargelstangen hindurch Zärtlichkeiten zuflüstert? Und sie sitzt da, als verstände sie nicht, und lächelt dabei doch so — so — Na, ich will mich nicht weiter ärgern."

Ihr Nachbar betrachtete sie verwundert. „Ich weiß nicht, was daran ärgerlich ist. Dieses Spiel ist uralt und doch immer gleich reizend.“

Ein hohnvoller Blick traf ihn. „Finden Sie?“

„Nun, natürlich. Die beiden sind eben verliebt ineinander.“

„So scharfsichtig bin ich auch, und gerade hier liegt das Unwürdige. Warum läßt sie ihn zappeln wie einen Hampelmann, wenn sie ihn liebt? Warum sagt sie es ihm nicht klipp und klar, daß er ihr gefällt?“

„Ja, aber — mein Fräulein, soviel ich weiß, kennen sich die beiden erst seit einigen Tagen. Da kann der junge Mann doch nicht sofort mit der Tür ins Haus fallen!“

„Sie huldigen also auch noch der Ansicht, daß unbedingt der Mann es sein muß, der den ersten Schritt zur Annäherung tut?“

„Gewiß. Und was wollen Sie, mein Fräulein?“

Sie warf mit einer stolzen Bewegung den Kopf zurück. „Freies Wahlrecht zwischen Mann und Weib,“ erklärte sie fest.

Doktor Blank starrte die Sprecherin ungläubig an. „Sie meinen, die Frau solle ebenso das Recht haben, um den Gegenstand ihrer Neigung zu werben wie der Mann?“

„Jawohl, so meine ich's. Wo steht es denn geschrieben, daß die Frau ihrem persönlichen Empfinden nicht folgen darf?“

„Es steht nirgends geschrieben. Aber stellen Sie sich doch einmal vor, wie peinlich es für eine junge Dame sein müßte, wenn sie einen Mann mit ihrer Liebe beschenken will, und er ihr einen Korb gibt.“

Sie lächelte verächtlich. „Das würde zu ertragen sein.“

„Oder wie peinlich für den Mann selbst, wenn er von einem Mädchen, und wäre es das schönste auf Erden, meuchlings überfallen wird! Man kann doch nicht verlangen, daß ein Mann aus purer Höflichkeit Gefühle heuchelt, die ihm nicht vom Herzen kommen. Und überhaupt — das ewig Weibliche ginge dabei unrettbar verloren."

Sie zuckte die Schultern. „Ich bitte Sie, was ist denn noch vorhanden davon, seitdem die Frau gezwungen ist, sich selbst, ja oft sogar den Mann und die Familie zu erhalten? Hat man uns die Arbeiten und Pflichten des Mannes aufgehalst, möge man uns auch seine Rechte gönnen."

„Sie hätten also wirklich den Mut, einem Manne, der Ihnen gefällt, offen Ihre Sympathie zu bekennen?"

„Ja, diesen Mut hätte ich, denn ich verachte alles, was an die Komödie gemahnt, in erster Linie das Scheingefecht zwischen Mann und Weib, bei dem der Besiegte den Sieger spielt. Gibt es denn etwas Alberneres als das sprichwörtlich gewordene: Bitte, sprechen Sie mit Mama!?"

Er lachte aus vollem Halse. „Noch sonderbarer würde ich es finden, wenn der junge Mann dies zu seiner Erkorenen sagen würde!"

„Davon ist ja gar nicht die Rede. Das Weib, das wirkliche echte Vollweib soll in seinen Gefühlen so unabhängig sein, daß ihm allein das Recht zusteht, über sein Wohl und Wehe zu entscheiden. Unreife, beschränkte Charaktere zähle ich nicht mit."

„Ich fürchte nur, die Mehrzahl junger Damen gehören zu den von Ihnen verachteten unreifen Charakteren."

„So muß man ihnen zur Reife verhelfen. Vielleicht

halte ich demnächst hier im Hotel einen Vortrag über freies Wahlrecht."

Er hob entsetzt seine Hand. „Um Gottes willen,



nur das nicht! Es sind ja so viele junge Damen hier! Und möglich wäre es doch, daß einige davon Ihre revolutionären Reden ernst nehmen. Der Wirt würde einen solchen Vortrag auch gar nicht gestatten, denn es

ist anzunehmen, daß der männliche Teil Ihrer Zuhörerschaft schon nach der ersten Hälfte des Vortrags fluchtartig das Hotel verlassen würde. Für den pekuniären Schaden, der dadurch entstünde, müßten Sie dann aufkommen."

Sie schaute ihn höhnisch von der Seite an. „Da sieht man wieder, wie hoch die Männer sich einschätzen! Glauben Sie denn wirklich, daß eine Frau gar keine wichtigeren Interessen hat als den Mann?"

„Es scheint so, da sogar Sie, eine so ernst denkende Dame, sich gerade den Mann als Problem einer neuen Wissenschaft ausgesucht haben."

„Doch nur, um eine ebenso veraltete als unehrliche Theorie in den Grund zu bohren."

„Ganz gut, aber mit der Theorie ist es nicht getan. Das Volk fordert Beispiele. Ich kann Ihnen nur raten, dieses Beispiel so bald wie möglich zu geben. Oder" — es zuckte spottlustig um seinen Mund — „haben Sie vielleicht den Gegenstand Ihrer Wahl bereits gefunden? Sie brauchen mir dann bloß zu sagen: Der, den ich küssen werde, der ist's."

Eine zornige Röte schoß in ihr Gesicht. „Glauben Sie ja nicht, daß ich gleich so kräftig ins Zeug gehe," bemerkte sie. „Den Mann, den ich einmal küsse, sehe ich mir vorerst sehr genau an."

„Ich verstehe. Sie werden sich ihm also unauffällig nähern, ihm durch allerlei Winke zu erkennen geben, daß er Ihre Sympathie —"

„Was denken Sie! Das wäre ja das genaue Widerspiel der bisherigen Komödie!"

„Richtig, verzeihen Sie meine Unbeholfenheit! Also werden Sie ihm klipp und klar sagen, daß er Ihnen gefällt?"

Sie nickte stolz. „Jawohl, klipp und klar. Und ich

werde mich nicht scheuen, die Frage an ihn zu richten, ob er behufs Einsichtnahme in unsere beiderseitigen Charaktere in nähere Beziehungen zu mir treten will."

„Das muß ja ein schauerlich schöner Augenblick für Sie werden! — Wie lange bleiben Sie am Semmering?"

„Vier Wochen."

„Nun, da wird sich unter den vielen jungen Männern, die vor Ihren kritischen Augen vorbeiziehen, vielleicht doch einer finden, der Ihrer Gnade würdig ist. Ich bin riesig begierig. Nach Ihrem Reden vermute ich, daß Sie den Steckbrief Ihres Zukünftigen schon ziemlich genau ausgefüllt haben. — Ist's nicht so?"

Sie nickte gelassen. „In erster Linie muß er natürlich ein Mann sein."

„Das ist doch —"

„Ich meine, ein Mann, der in seinem ganzen Wesen ausdrückt, daß er Rückgrat besitzt."

„Ein Charakter mit einem Wort."

„Ja."

„Tatkräftig?"

„Gewiß."

„Und grob?"

Sie schaute ihn erstaunt an. „Warum grob?"

„Nun, ich kann mir nicht vorstellen, daß ein blondgelockter Jüngling mit gedrechselten Manieren Ihren Beifall fände."

„Das stimmt, aber ein Flegel brauchte er deshalb noch lange nicht zu sein."

„Natürlich nicht. Ich zum Beispiel bin auch noch nie wegen Körperverletzung arretiert worden, setze jedoch meinen Stolz darein, alle überflüssige Höflichkeit zu vermeiden. Da ist es mir um so angenehmer, daß der Zufall mich gerade neben Sie, mein Fräulein,

gesetzt hat. Eine Dame mit so männlichen Ansichten entbindet einen von aller galanten Phrasendrescherei."

Der Ausdruck in ihrem Gesicht veränderte sich jäh. „Na ja," meinte sie, „Ungezwungenheit gehört natürlich mit zum Prinzip der Ehrlichkeit. Deshalb können Sie mir aber doch meine Serviette aufheben, und wenn Sie mir die Flasche entkorkten, mit der ich mich nun schon fast eine halbe Stunde herumbalge, wäre das noch immer kein Verstoß gegen mein Prinzip."

Er griff sofort nach der Flasche. „Wollen wir Schmollis trinken?" fragte er übermütig.

„Danke!"

„Aber doch wenigstens anstoßen auf den Mann Ihrer Wahl?"

„Das ja." Sie hielt ihm ihr Glas entgegen. „Wenn Sie vielleicht an meiner Überzeugungstreue zweifeln —"

„In der Tat, ich zweifle sehr stark daran, ja, ich gehe sogar jede Wette ein, daß der Prophet im entscheidenden Augenblick nicht den Mut haben wird, das verkündete Evangelium zu befolgen."

„Unerhört! — Aber gut, wetten wir!"

„Um was?"

„Um einen Korb —"

„Nein, nicht um einen Korb!"

„Lassen Sie mich ausreden! Um einen Korb kandierter Früchte!"

Er schüttelte den Kopf. „Was soll ich denn mit kandierten Früchten anfangen?"

„Sie werden die Früchte ja gar nicht bekommen, sondern ich!"

„Das kann man nicht wissen. Wenn es nicht unbescheiden ist, möchte ich lieber um ein Kistchen Zigarren bitten."

„Das Bitten steht Ihnen frei. Das Danken wird jedenfalls auf meiner Seite sein.“

„Und wenn Sie von hier fortgehen, ohne den Mann Ihrer Wahl gefunden zu haben — was dann?“

Sie richtete sich stolz in die Höhe. „Ich werde Ihnen meine Adresse geben, und Sie können mich unter Beobachtung setzen lassen, wenn Sie wollen.“

Er lächelte. „Hoffen wir, daß dies nicht nötig ist. Einen so glücklichen Schauplatz, um die Fahne Ihrer freiheitlichen Gesinnung aufzupflanzen, finden Sie so bald nicht wieder. Deshalb lieben Sie! Lieben Sie, je eher je besser! Ich warte darauf.“

Wütend über seinen Spott stand sie auf.

— — — — — — — — — — — — — —

Von nun an verging kein Tag, an dem Doktor Blank seine Tischnachbarin nicht geärgert hätte. Er wurde nicht müde, ihr die Vorzüge der anwesenden Herren zu preisen und sie anzustacheln, doch endlich die Weltgeschichte durch das von ihr verkündete erschütternde Ereignis zu bereichern.

Merkwürdigerweise wurde Helene Forstner immer stiller, je mehr er auf sie einredete. Der Mann, den sie lieben wollte, ließ sich nicht finden, obwohl sie schon aus Trotz gegen ihren Widersacher sich eingehend dem Studium der verschiedenen Typen widmete, ja förmlich darauf brannte, ihn zu finden, um der Welt endlich das eklatante Beispiel zu geben. Sie war wütend über sich selbst, wütend über die Menschen, von denen ihr kein einziger gefiel, am wütendsten über Doktor Blank, dem sie die ärgsten Grobheiten sagte.

Schon waren zwei Wochen ihres Urlaubes verstrichen, und alles war noch am alten Fleck.

Und sie hatte doch die Wette gewinnen wollen!

„Wie ich sehe, blicken Sie noch immer unbefriedigt in das reichhaltige Kaleidoskop,“ bemerkte Doktor Blank



eines Abends, als er gelegentlich eines Balles mit dem jungen Mädchen tanzte. „Wie viele schöne Jünglinge sind schon an Ihnen vorübergeschwebt, und noch immer warte ich vergebens darauf, daß Sie mir sagen

werden: Der ist es. Es kommt mir überhaupt so vor, als ob Sie nicht mehr so fröhlich und spottlustig wären wie am Anfang."

Sie lächelte ein wenig krampfhaft. „Weil ich mich zu viel mit Ihnen ärgern muß."

„Mit mir? Ja, warum tun Sie mich dann nicht einfach ab? Ich besitze zwar nicht die Gelehrigkeit eines sprechenden Hundes, aber ein sanfter Fußtritt genügt, um mir begreiflich zu machen, daß ich überflüssig bin."

„Nun, diese vierzehn Tage mache ich schon noch mit. Es ist auch wirklich sonst gar niemand hier, mit dem man ein vernünftiges Wort sprechen könnte."

Er verbeugte sich. „Also zu den ganz Dummen zählen Sie mich nicht?"

„Nein — dazu sind Sie zu boshaft. — Aber sagen Sie einmal, wie steht mir dieses Kleid?"

Er schaute flüchtig an ihr nieder. „Wie jedes andere. Ist etwas Besonderes los damit?"

Eine dunkle Zornesröte schoß in ihr Gesicht. „Es ist gar nichts los damit, höchstens daß es mir heute schon verschiedene Komplimente eingetragen hat. Man behauptet nämlich, daß es mich vorzüglich kleide."

„Nun ja — was geht das mich an?"

„Grobian!"

„Warum Grobian?"

„Haben Sie nicht sehr geschmeichelt getan, als ich Ihnen gestern sagte, daß Ihnen der neue Schlapphut viel besser stehe als der frühere?"

Er lächelte spöttisch. „Richtig, da bin ich Ihnen also noch Revanche schuldig. Nun denn, ich erkläre hiermit feierlich, daß Ihnen dieses Kleid ganz außergewöhnlich herrlich steht."

„Auf Ihren Spott verzichte ich."

„Etwas anderes habe ich nicht zu vergeben, das wissen Sie doch.“

Sie schaute ihm plötzlich mit einem seltsam forschenden Blick in die Augen. „Ja, ich weiß,“ sagte sie.

Dann trat sie hastig von ihm fort. — —

Wie im Fluge war die Zeit verstrichen, die Helene Forstner sich zur Erholungsfrist bestimmt hatte. Seltsamerweise waren ihre Wangen in den beiden letzten Wochen auffallend schmal und bleich geworden, so daß Doktor Blank sie schon ein paarmal gefragt hatte, ob sie nicht lieber einen anderen Ort aufsuchen wolle, wo ihr die Luft besser bekäme.

Heute stand sie im Reisekleide oben auf der Terrasse an seiner Seite, um zum letzten Male den Sonnenuntergang zu genießen. Weit breitete sie die Arme aus, als wollte sie die ganze Welt umfassen*).

„Morgen muß ich fort von hier —“ klang vom Hotel herauf die Musik.

Das war zu viel. Ein Tränenstrom brach jäh aus ihren Augen.

„Sie weinen?“ fragte Doktor Blank erstaunt.

„Die dumme Musik! Tut es Ihnen denn gar nicht ein bißchen weh?“

„Die Musik?“

„Ach nein!“ Sie ließ sich nieder und hielt die Hand über die Augen, aus denen unaufhörlich die Tränen flossen. „Ich meine, es ist — so traurig ist es, zu denken, daß ich morgen weg muß, während Sie hier bleiben können.“

„Nun, so verlängern Sie Ihren Urlaub!“

Sie schüttelte wehmütig den Kopf. „Das würde nichts nützen.“

---

*) Siehe das Titelbild.

„Da haben Sie recht. Die Luft hat Ihnen wirklich nicht besonders gut getan. Im allgemeinen erholen sich die Menschen am Semmering vorzüglich, wenn nicht das Übel gar zu tief sitzt. Unglückliche Liebe zum Beispiel. Nun, daran laborieren Sie ja nicht.“

Sie hob rasch den Kopf. „Wissen Sie das so bestimmt?“

„Freilich. Ich hatte doch Ihr Wort, daß ich es sofort erfahren würde, wenn Ihr Herz den ersten lauten Schlag getan hat. Überdies sind Ihnen alle Herren durchweg mit großer Liebenswürdigkeit begegnet. Ich glaube nicht, daß Sie sich einen Korb geholt hätten, wenn Sie einem von ihnen gut gewesen wären. Der Rechte war eben nicht darunter.“

„Darunter nicht, aber —“

„Aber?“

Sie stieß einen tiefen Seufzer aus. „Wenn ich nun jemand liebgewonnen hätte, von dem ich mit Sicherheit wüßte, daß er mich abscheulich findet, was nützte da eine Annäherung? Deshalb bitte ich Sie: Betrachten wir die Wette für aufgehoben. Ich werde ja doch nie wieder —“

„Oho, das gilt nicht! Erst will ich wissen, wer der ist, vor dem Ihre Kühnheit wie ein Häuflein Asche zusammensinkt. Vorwärts! Ich habe Ihr Wort!“

Er hatte ihr die Hände von den Augen gezogen und zwang ihren Blick in den seinen. „Wer ist es?“

„Ich kann es Ihnen nicht sagen.“

„Sie müssen! Ich wäre ja sonst gezwungen, Sie für ganz klein und wortbrüchig zu halten. Also nochmals: Wer ist es?“

Sie zitterte am ganzen Leibe. „Wenn Sie mir ein bißchen helfen, vielleicht daß ich dann —“

Er lachte laut auf vor Übermut. „Wie soll ich

Ihnen helfen, da Sie doch ausdrücklich sagten, daß von den anwesenden Herren im Hotel niemand gemeint



ist. Bliebe ja nur ich allein übrig. Und mich haben Sie doch nicht lieb — mich, Ihren Peiniger — was?"

Ihre Augen nahmen plötzlich einen verklärten Ausdruck an. „Ach, Doktor —"

„Nun?“

Wieder sank ihr Haupt schwer herab. „Ich kann nicht!“ stammelte sie.

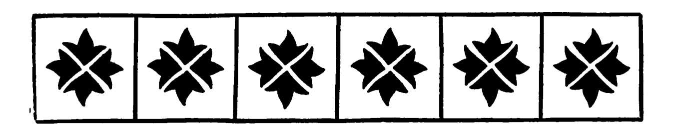
„Nun, da muß ich doch barmherzig sein. Also, hören Sie, Fräulein Helene, ich habe Sie von Herzen lieb, und wenn Ihnen vielleicht ebenso zumute ist, dann heraus mit der Sprache! Jetzt habe ich um Sie geworben und die Wette gewonnen, wie ich gewollt. Nun dürfen auch Sie mir sagen, daß Sie mich liebhaben, ohne Ihre Weiblichkeit zu verletzen. — Deine Weiblichkeit war es ja, die ich dir erhalten wollte, du kleines, närrisches Mädel mit den aufrührerischen Ideen! Nun, siehst du, wie weit man damit kommt. Also, liebst du mich, oder liebst du mich nicht?“

In seligem Jubel schlang sie die Arme um ihn und küßte ihn und ließ sich von ihm liebkosen ganz nach der verachteten altmodischen Manier.

„Ich schäme mich so sehr vor dir!“ flüsterte sie immer wieder.

Er drückte sie zärtlich an sich. „Zu schämen brauchst du dich nicht. Aber ich will dir sagen, wo der Fehler liegt, der sich in deine Rechnung eingeschlichen hat. Ein Weib kann den Mut haben, einem Manne alles, auch das Ungeheuerlichste zu sagen, mit Ausnahme eines einzigen — dessen, den sie liebt!“





„Ave, carissima!“

Roman von E. v. Adlersfeld-Ballestrem.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Es war am Nachmittag nach dem Balle und einer jener römischen Wintertage, wie sie dort oft den Vorfrühling einleiten, mit kühlen Schatten zwar, aber mit warmer, fast heißer Sonne am wolkenlosen, tiefblauen Himmel — dem ureigentlichen Himmel Roms — mit einer klaren, belebenden, wie Champagner prickelnden Luft; einer jener Tage, an dem man mit Bedauern derer gedenkt, die daheim in Eis, Schnee und Winternebel sitzen müssen.

Der Principe von Rocca de' Serpi war heute zu einem Entschlusse gekommen, und weil ihm nichts daran lag, mit einer Menge von Leuten um Frau van Bergens Teetisch zu sitzen, sondern er es vorzog, in ungestörtem Beisammensein sein Ziel zu verfolgen, so verließ er mit einem großen Schlüssel in der Hand seine Wohnung und ging durch den breiten Korridor der Türe zu, die den Hauptteil des Palastes mit der Loggia der Frau Eva van Bergen verband.

„Ich werde ihr das Interesse für verschlossene Türen schon abgewöhnen,“ dachte er grimmig, als er den Schlüssel ins Schloß steckte, indem ihm sein Gespräch auf dem Balle einfiel. „Wenn diese eingestandene Neugierde keine bloße Koketterie war, dann wird die künftige Principessa sich noch hart an dem Holze stoßen

müssen, das ihr den Einlaß zu einigen Blaubartskammern verweigert.“

Das waren nun zwar keine geziemenden Gedanken für einen Freiersmann, aber es steht leider zu fürchten, daß schon so mancher sie gedacht hat, der nicht die Frau, sondern das Geld zu freien auszog und die erstere dabei als notwendiges Übel mit in den Kauf nehmen mußte.

Diese Notwendigkeit gab dem Gesichte des Principe einen finsteren Ausdruck, als er die Verbindungstür aufstieß und auf die Loggia trat, denn damit war ja auch für ihn manches anders gekommen, als er sich's ausgemalt hatte. Aber seine Züge nahmen im Handumdrehen einen anderen Ausdruck an, und zwar den einer maßlosen, aber angenehmen Überraschung.

In der sonnendurchleuchteten Loggia saß in einem Korbsessel, ein Buch in der auf dem Schoß liegenden Hand haltend, ein junges Mädchen, so lieblich und wunderreizend, wie er sich nicht erinnerte, je eines gesehen zu haben. In einem weißen Kleide von dickem wollenen Stoff saß sie da, über das wie ein Schleier von bleichem Goldgespinst eine Fülle von Haar herabfiel, das oben auf dem Kopfe durch eine zartblaue Schleife festgehalten wurde und sich wie eine Aureole um die Stirn bauschte und lockte. Das Gesicht von der Farbe wie Pfirsichblüten, das sich ihm bei seinem unerwarteten Eintritt zuwandte, hatte ein zartes Oval; der Mund, nicht zu klein und nicht zu groß, war reizend geschnitten und wunderlieblich, die etwas kurze Nase leicht gebogen, die großen grauen Augen, die dem Gesichte die wahre Schönheit verliehen, dunkel umrahmt und von einem so klaren, geraden und unberührten Ausdruck, daß der große Principe von Rocca de' Serpi sich ganz klein davor vorkam. Nein, solche Augen hatte er noch

nie gesehen, nicht einmal bei den Backfischen seiner Verwandtschaft und Bekanntschaft! Nie!

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung,“ sagte er, ganz seiner sonstigen Würde vergessend. „Ich wußte nicht — ich wollte mich bei Frau van Bergen erkundigen, wie ihr der Ball bei mir bekommen ist — — mein Name ist Rocca de' Serpi.“

Die junge Dame mit den wunderbaren Augen und dem blassen Goldhaar erhob sich lebhaft. „Oh, Sie sind der Principe?“ fragte sie mit einer frischen jungen Stimme. Sie erinnerte den römischen Magnaten an den Gesang der Lerchen, die er in der Campagna zu schießen pflegte, was ihm jetzt zum ersten Male in seinem Leben als ein unwürdiger Sport vorkam. „Mama ist ausgefahren. Es wird ihr gewiß schrecklich leid tun.“

„Mama?“ wiederholte der Principe fassungslos.

Ave sah den Besucher erstaunt an. „Ja,“ sagte sie, mühsam das Lachen verbeißend. „Frau van Bergen ist meine Mutter.“

„Ihre Mutter!“ wiederholte Rocca de' Serpi noch einmal. Dann faßte er sich gewaltsam. „Verzeihung, Signorina,“ setzte er aufatmend hinzu, „das habe ich nicht ahnen können. Ihre Frau Mutter sprach nämlich von Ihnen als von ‚ihrer Kleinen‘. Ich stellte Sie mir natürlich im kurzen Röckchen vor und —“

Nun lachte Ave aber wirklich. „Ja, das ist so ihre Art,“ meinte sie vergnügt. „Und dabei bin ich fast einen Kopf größer als Mama. Ich soll aber noch nicht als erwachsen gelten und muß deshalb meine Haare —“

„Aha!“ rief der Principe verständnisvoll. „Es kleidet Sie vorzüglich.“

„Das behauptet Schums auch,“ bestätigte Ave, fern davon, ein Kompliment zu wittern. „Mama hat

Ihnen doch wohl schon erzählt, wer der Schums ist? — Nein? — Sie hat es dann jedenfalls nur vergessen. Der Schums ist meine alte Freundin Scholastika Müller, die hier bei uns ist. Sie kennt Rom und die Römer wie ihre Tasche und hat mir erzählt, welch großes Geschlecht die Domiziani sind, und daß sie von der Kaiserin Agrippina abstammen. Glauben Sie, daß es wahr ist, daß sie ihren zweiten Gatten, den Kaiser Claudius, durch ein Pilzgericht vergiftet hat, um ihren Sohn Nero auf den Thron zu setzen? Ich glaube es nämlich nicht!“

„Hm — ich weiß nicht. Die alten Chronisten behaupten es, und sie könnten es eigentlich wissen,“ erwiderte der Principe, angenehm berührt durch die Geschichtskenntnis dieses lieblichen Wesens. „Aber schließlich haben diese alten Literaten so viel Hofklatsch berichtet, daß auch diese Erzählung vielleicht übertrieben ist.“

„Das sagt Schums — ich meine Fräulein Müller — auch,“ fiel Ave lebhaft ein. „Sie meint, die klassischen Schriftsteller seien alle parteiisch gewesen und hätten denen, die sie nicht lobten und förderten, gern dafür was angehängt. Das ist gemein — nicht? Die Kaiserin Agrippina ist so mutig gestorben. Ich habe die Bücher von Niebuhr, Ranke und so weiter darüber gelesen. — Aber wollen Sie nicht Platz nehmen, Durchlaucht? Vielleicht kommt Mama heute eher zurück.“

Der Principe hatte eigentlich keine Lust mehr zu einem Zusammensein mit „Mama“, aber das „vielleicht“ schien ihm eine unsichere Brücke, und er setzte sich dem blonden Menschenwunder gegenüber, das ihm ein gütiges Geschick so unerwartet in den Weg geführt. Er liebte es, mit gebildeten Damen zu verkehren, die von anderen Dingen reden konnten als von Klatsch

und Toiletten; er hielt literarische Neigungen für eine lobenswerte Beschäftigung der Frauen der großen Welt, schon weil er darin in Donna Lucrezia ein leuchtendes Beispiel hatte, die in ihren Büchern eine nie versagende gute Gesellschaft suchte und fand. Und Donna Lucrezia war für ihn das Muster einer großen und gebildeten Dame, wie sie sein sollte.

„Ich sehe, daß Sie, Signorina, auch die Werke unseres großen Archäologen Lanciani lesen," sagte er, auf den Band deutend, den Ave immer noch in den Händen hielt. „Es versteht keiner wie er, uns die römische Vergangenheit vor die Augen zu führen."

„Nicht wahr? Seine Bücher lesen sich wie Romane — man kann sie nicht aus der Hand legen," rief Ave. „Aber ist es nicht eigen, daß er, der Römer, seine Werke in englischer Sprache schreibt?"

Der Principe zuckte die Achseln. „Er sichert ihnen eben damit eine größere Verbreitung. Die Engländer und Amerikaner gehören zu den eifrigsten Freunden des alten Rom. Ist es nicht seine ‚Renaissance', die Sie eben lesen, Signorina?"

„Nein, es ist sein ‚Heidnisches und christliches Rom'," erwiderte Ave. „Mama mußte mir das Buch schenken — ich habe es ihr abgebettelt, trotzdem sie meinte, es sei zu schwer für mich. Ich verstehe aber jedes Wort davon, ich meine natürlich den geistigen Inhalt. Ich las eben über die Auffindung des Grabes der Kaiserin Maria, Tochter des Königs Stilicho und der Königin Serena, Schwester von Thermantia und Eucherius, Gemahlin des Kaisers Honorius. Wenn man denkt, daß sie nahezu zwölfhundert Jahre in ihrem Sarkophag geruht, als er 1544 im linken Seitenarm von St. Peter entdeckt wurde, umgeben von ihren Hochzeitsgeschenken, die mit ihr begraben wurden, und

noch ganz gut erhalten war — ist das nicht merkwürdig? Schrecklich ist aber, daß sie der Leiche alle diese Kostbarkeiten geraubt und an sich gerissen, das Grab zerstört haben! Jetzt würde man das Leichenschändung nennen und die Verbrecher mit Gefängnis bestrafen.“

„Die Sitten in den Tagen der vielgepriesenen Renaissance waren eben andere als die unseren,“ entgegnete der Prinicpe. „Jeder suchte sich zu bereichern, gleichviel woher und an wem. Die Vandalen und Barbaren haben es nicht ärger getrieben als die in allen Lastern erzogenen Adepten der Renaissance, die anderseits doch auch so große Männer und Künstler gezeitigt. Wir dürfen sie mit unserem Maßstabe nicht messen,“ schloß er, sich's mehr und mehr bewußt werdend, daß er mit der Mutter dieses Kindes ein solches Gespräch nie würde führen können.

Ave schlug das Buch auf, zwischen dessen Seiten sie noch ihre schöngeformte Hand, die Hand ihrer Mutter, hielt. „Hier steht, daß man unter den Juwelen und goldenen, edelsteinbesetzten Vasen in dem Sarkophage der Kaiserin Maria auch einen großen Smaragd mit dem geschnittenen Kopfe des Kaisers Honorius, der auf fünfhundert Dukaten geschätzt wurde, gefunden hat. Ich möchte wissen, was aus diesem Stein geworden, in wessen Hände er gefallen ist. Ich liebe die Smaragde — sie haben eine so schöne, tiefe, beruhigende Farbe.“

Rocca de' Serpi zögerte ein paar Sekunden mit seiner Antwort. „Der Smaragd des Honorius war bis vor etwa hundert Jahren im Besitz meines Hauses,“ sagte er dann ruhig.

Ave legte das Buch hin und schlug die Hände zusammen. „Ist es möglich?“ rief sie. „War es — aber

nein, Sie können ja nicht wissen, wie er war und wie er aussah. Wo ist er denn hingekommen?“

„Er ist spurlos verschwunden. Der Smaragd der Kaiserin Maria wurde zum letzten Male im Jahre 1808 am Halse meiner Urgroßmutter, der Fürstin Diana Rocca de' Serpi, aus dem Hause der Malipieri, Patrizier von Venedig, gesehen. Er war als Anhänger für eine Halskette in Diamanten und kleinen Rubinen im Geschmack der Empirezeit umgefaßt worden.“

„Und die Principessa hat ihn verloren?“ fragte Ave bedauernd.

„Er ging mit ihr verloren. Meine Urgroßmutter, eine sehr schöne junge Frau, hat als letzte den Ballsaal verlassen, in dem sie als Gastgeberin ihre Gäste verabschiedete. Sie hat aber ihre Gemächer nicht betreten, sondern ist in voller Toilette spurlos verschwunden. Kein Mensch hat sie seitdem wiedergesehen oder von ihr gehört. Wohin sie gekommen, was aus ihr geworden ist, das ist ein ungelöstes Rätsel geblieben. Die Leute sagen natürlich, daß die Königin Maria sich ihren Smaragd samt seiner derzeitigen Besitzerin geholt habe. Warum hätte die beraubte Gemahlin des Honorius damit aber hundertsechsundfünfzig Jahre auf meine Urgroßmutter warten sollen? Der Aberglaube ist immer unlogisch, Signorina!“

„Besonders, da es doch nicht nötig gewesen wäre, die Trägerin samt dem Schmuck mitzunehmen,“ erwiderte Ave ernsthaft. „Der Schums — ich meine Fräulein Müller — glaubt aber solche Dinge, wenn schon sie's nicht eingestehen will. — Glauben Sie auch daran, Durchlaucht?“

„Signorina, das ist eine heikle Frage,“ erklärte der Principe lächelnd. „Es gibt viele Dinge, die noch unerklärt sind, und die man deswegen nicht ohne weiteres

als unmöglich abtun darf. Ich glaube sicher nicht daran, daß meine Urgroßmutter des Smaragdes wegen von der Königin Maria ‚geholt‘ worden ist. Da die anderen Juwelen, die sie trug, mit ihr verschwanden, so ist die Annahme eines Verbrechens aller dieser Steine wegen entschieden glaubhafter. Anderen Versionen nach ist die schöne junge Frau entführt worden — einige sagen mit, andere gegen ihren Willen. Die Wahrheit wird wohl nie ans Licht kommen, selbst wenn ein Sherlock Holmes sich damit abgeben wollte. Man wandte sich in jenen Tagen mit solchen Fällen noch nicht an die Polizei oder an die jetzt aufblühende Polizeiwissenschaft, sondern an Wahrsager und Hellseher, und ein solcher hat zwar nicht sagen können, wo die Verschwundene hingekommen ist, aber er hat dafür eine Prophezeiung ausgesprochen, die, urkundlich zu Papier gebracht, heute noch in unserem Archiv aufbewahrt wird.“

„Wirklich?“ fragte Ave atemlos. Sie wagte nicht, geradezu um die Mitteilung der Prophezeiung zu bitten, aber ihre Augen sprachen die Bitte so deutlich aus, daß der Principe darüber wieder lächeln mußte.

„Würden Sie eine Blaubartskammer aufschließen, um zu erfahren, was darin ist?“ fragte er vorgebeugt, scheinbar ganz bedeutungslos.

„Nie!“ versicherte Ave, ohne sich zu besinnen. „Das wäre ja, als ob man einen Brief öffnen und lesen wollte, der nicht an einen adressiert ist! Wer schon so neugierig ist, sollte doch so viel Stolz haben, um sich nicht zum Diebe an anderer Leute Geheimnissen zu machen.“

„Brava! Brava!“ rief der Principe, indem er sich verbeugte. „Sie sind in einer guten Schule gewesen, Signorina!“

„Ja — bei meinem Vater,“ erwiderte Ave errötend. „Und bei Fräulein Müller — und — und natürlich auch bei Mama,“ fügte sie nachträglich hinzu, aber sie schlug die Augen dabei nieder, weil sie ehrlicherweise nicht eigentlich hätte sagen können, daß sie von ihrer Mutter jemals Aussprüche über höhere Moral gehört hatte.

Und wieder lächelte der Principe, doch diesmal eigen und verständnisvoll, was Ave aber nicht bemerkte.

„Nun, die Prophezeiung ist kein Geheimnis,“ sagte er, „wenigstens ist sie unter dieser Bedingung nicht überliefert worden. Sie ist natürlich dunkel und geschraubt wie alle diese Phantasien. Kurz gefaßt besagt sie, daß eine Fürstin von Rocca de' Serpi dereinst den Smaragd des Honorius wiederfinden wird. Danach wird sie durch einen Strom von Bitternissen, durch Feuer und Rauch gehen müssen und zuletzt aus einem Schiffbruch am Strande der Insel der Seligkeit landen. — Daraus ist, wie Sie sehen, nicht viel zu holen — eigentlich gar nichts.“

„Es ist natürlich nur eine Allegorie,“ meinte Ave ernsthaft. Sie hatte aufmerksam zugehört, und ein leises Frösteln schüttelte sie.

Der Principe sah es und wandte sich um, denn er hatte dem Hofe den Rücken zugewendet. „Die Sonne geht unter,“ sagte er aufstehend. „Sie sollten in dieser Zeit besser im Zimmer sein, Signorina, damit das römische Fieber Sie nicht überfällt. Um den Sonnenuntergang soll man in Rom nicht im Freien sitzen, besonders nach solch warmen Wintertagen. Ich habe Sie auch schon zu lange aufgehalten. Empfehlen Sie mich Frau van Bergen — ich werde sie ein anderes Mal aufzusuchen die Ehre haben.“

Ave reichte ihm unbefangen die Hand. „Adieu, Durchlaucht! Ich habe mich gefreut, Sie kennen gelernt zu haben,“ entgegnete sie mit einer so einfachen Natürlichkeit, daß die banale Phrase, die Freude sei ganz auf seiner Seite, ihm wirklich mit vollster Aufrichtigkeit über die Lippen kam und dazu mit einer Achtung, die er selten vor den Damen seiner Gesellschaft empfand.

„Sie müssen zu uns kommen, um meine Tante zu besuchen,“ fügte er deshalb hinzu. „Sie ist ja schon eine sehr alte Dame, aber die Jugend vergöttert sie.“

„Wenn ich darf, komme ich sehr, sehr gern,“ versicherte Ave strahlend wie ein beschenktes Kind. „Fräulein Müller ist auch schon ganz alt, aber ich bin mit niemand lieber zusammen als mit ihr.“

„Va bene — also auf Wiedersehen!“ rief er fröhlich, und gleich darauf fiel die Verbindungstür hinter ihm wieder ins Schloß.

Bis er in seinen Zimmern wieder angelangt war, hielt der Eindruck, den Aves Persönlichkeit auf ihn gemacht, ohne Nebengedanken bei dem Principe vor, der Schlüssel aber, den er noch in der Hand hielt, brachte ihn gewissermaßen zur Wirklichkeit zurück.

Er hängte ihn in einem Schlüsselschränkchen auf. „So!“ sagte er mit einem kurzen Lachen. „Der wird nicht wieder benützt. Von nun ab geht der Weg nach dem Appartamento Medici durch die Via del Lauro. Das war mein guter Stern, der mich um diese Stunde diesen Weg geführt. Das also ist Ihr ‚kleines Töchterchen‘, Madame Eva van Bergen op Zoom! Eine Dame von achtzehn Jahren! Da muß die Mutter doch an die zwanzig Jahre älter sein — also etwa acht Jahre älter wie ich selbst. Nun, der Neid muß es ihr lassen, sie sieht mindestens zehn Jahre jünger aus, als sie ist —

besonders gestern im Kriegsschmuck. Aber was nützt mir das Aussehen? Die Dynastie hätte das Nachsehen. Warum hat sie das Mädchen hergebracht, wenn sie es so verstecken will? Und ich vor allen — ich mußte es entdecken! Es gibt eine Gerechtigkeit!"

* * *

Nelio Rocca de' Serpi vermied es an diesem Tage, seine Tante aufzusuchen. Er hatte sich schon früh nach ihrem Befinden erkundigt und ließ ihr nur sagen, daß er beschäftigt sei und heute nicht mehr zu ihr kommen werde. Dann ging er aus und am Abend in seinen Klub, wo er im Lesesaal seinen Vetter Scarpadoro fand. Er hatte das gewünscht und erwartet. Eine Zeitung ergreifend, setzte er sich neben den Marchese in dessen etwas abgesonderte Ecke.

„Guten Abend, Marcantonio," sagte er leise, denn über der Tür stand in großen Lettern das Schweigegebot.

„Ah, du bist's, Nelio!" flüsterte Scarpadoro überrascht. „Wie geht's? Das war gestern abend eine Völkerschlacht bei dir! Tante Lucrezia wird entsetzlich angegriffen sein."

„Nicht einmal so sehr, als ich befürchtete. Sie hat sogar eine Spazierfahrt gemacht bei dem schönen Wetter. Ich wollte übrigens noch bei dir vorsprechen. Aber da ich dich hier treffe, so kann ich dir gleich sagen, daß der Weg frei ist für dich."

Scarpadoro ließ seine Zeitung auf den Boden fallen. „Das heißt —"

„Das heißt, ich verzichte auf die bewußte Werbung, Marcantonio."

Ein dunkles Rot stieg in die bleichen Wangen des Marchese. „Hat sie dich abgewiesen?" fragte er

scharf. „Verzeih die Frage, aber ich habe das Recht dazu.“

„Nein, sie hat mich nicht abgewiesen, denn ich habe sie gar nicht gefragt. Sie sah hübsch aus gestern abend — nicht wahr? Aber sie ist für mich nicht mehr jung genug — tatsächlich wesentlich älter. Man sieht es ihr nicht an. Ich bin zufällig dahinter gekommen, und da ist es besser, beizeiten zurückzutreten. Ich wünsche dir Glück.“

Damit stand Nelio de' Serpi auf, warf die Zeitung auf den Tisch und ging in den Spielsaal. Er hatte Glück heute abend und ging spät mit schweren Taschen heim.

Aber er war ein wenig abergläubisch wie alle Spieler, und sein Gewinn machte ihm mehr Unbehagen als Freude.

Auch am folgenden Morgen vermied er ein eingehenderes Gespräch mit Donna Lucrezia. Gar nicht bei ihr vorzusprechen, wäre ein unerhörter Fall gewesen und hätte sie beunruhigt, denn wenn er überhaupt in Rom war, erschien er jeden Morgen bei ihr, erkundigte sich nach ihrem Befinden, besprach mit ihr häusliche und Familienangelegenheiten und hörte aufmerksam an, was sie zu sagen hatte. Heute aber schien er es eilig zu haben; er setzte sich nicht einmal.

„Aber wir müssen doch noch unseren Ball besprechen,“ meinte die alte Dame bedauernd.

„Ich komme heute abend wieder,“ versicherte er und war verschwunden, ehe noch Donna Lucrezia die Frage tun konnte, die er auf ihren Lippen las.

Er wollte sie eben vermeiden, diese Frage.

Am Nachmittag, etwas vor fünf Uhr, läutete er an dem offiziellen Eingang des Appartamento Medici und hörte zu seiner Befriedigung, daß Frau van Bergen daheim und allein war.

Sie empfing ihn in einem höchst eleganten Kostüm von perlgrauer, spitzeninkrustierter Duchesseseide, fast noch besser darin aussehend als in ihrem silberglitzernden Ballkleide, denn sie hatte den blühenden Teint für diese zarten Farben. Ihre Augen, die sie rasch und prüfend auf seine undurchdringlichen Züge heftete, konnten einem so scharfen Beobachter, wie er war, verraten, daß sie beunruhigt und nervös war, denn die Erzählung ihrer Tochter, wie der Principe gestern in der Loggia erschienen sei, hatte ihr einen bösen Strich durch die Rechnung gemacht, und hundertmal hatte sie sich seitdem gefragt: „Wie hat er es aufgenommen? Wird er sich nicht am Dasein dieses großen Mädchens stoßen? Wird er einverstanden sein mit dieser immerhin unbequemen Stieftochter und an ihr eine noch unbequemere Berechnung des Alters ihrer Mutter anstellen?“

Ave hatte ihr erzählt, daß der Principe sehr liebenswürdig gewesen sei und sich mit ihr über Bücher unterhalten habe. Natürlich war er liebenswürdig, und wovon sollte man sich mit einem Schulmädchen unterhalten? Daß sie auch gerade nicht zu Hause gewesen sein mußte, um seine Überraschung beim Anblick des so schrecklich aufgeschossenen, unreifen jungen Dinges gleich durch ihre Gegenwart abzuschwächen und Ave fortzuschicken! Hundertmal verwünschte Eva van Bergen ihre Schwäche, Aves Bitten, nach Rom mitkommen zu dürfen, nachgegeben zu haben. Es konnte ihren Plänen doch unmöglich förderlich sein, wenn man über kurz oder lang erfuhr, daß dieses große Mädel ihre Tochter war. Man hatte einmal in ihrer Gegenwart erzählt, daß man eine junge Dame mit krausem Blondhaar in Gesellschaft einer alten, kurios aussehenden Dame in einer Galerie gesehen — eine ganz aparte

Erscheinung der verkörperten Jugend und von wunderbarer Anmut. Frau van Bergen hatte sofort gewußt, daß es Ave war, von der man sprach, und sie hatte dazu geschwiegen und ihr eigenes Kind verleugnet, nur, damit die Leute nicht ihr eigenes Alter nachrechnen konnten! Nicht, daß ihr Gewissen ihr diese Verleugnung vorwarf — gar nicht! Denn ihre Eitelkeit, ihre Sehnsucht nach einer Stellung in der höchsten Aristokratie waren viel stärker entwickelt als ihr mütterlicher Instinkt, von Liebe gar nicht zu reden — aber sie hatte aufgeatmet, als man bei ihrer nicht einmal ganz geheuchelten Gleichgültigkeit durchaus nicht auf den Verdacht kam, daß es ihre Tochter sei, von der man sprach.

Der forschende Blick, mit dem sie dem Principe entgegentrat, zeigte ihr nichts von Überraschung oder von Vorwurf. Nun ja, Ave war ja schließlich kein Monstrum, wenn schon sie in den Augen ihrer Mutter nichts weniger als eine verheißungsvolle Schönheit war — vielleicht hatte sie also dem Principe doch keinen Widerwillen eingeflößt. Sie hatte sich vorgenommen, dieser zufälligen Begegnung nur beiläufig Erwähnung zu tun mit ein paar leicht hingeworfenen Scherzworten über dieses geradezu unheimlich wachsende Kind, jedenfalls desselben aber nicht gleich beim Empfange zu erwähnen, um nicht den Anschein zu erwecken, als ob sie sich irgendwie für dessen Dasein oder Alter entschuldigen wollte.

Aber auch der Principe fing nicht gleich von seiner Bekanntschaft mit Ave an, wie sie gefürchtet hatte. Statt, daß dies ihr hätte verdächtig vorkommen sollen, beruhigte es sie vollkommen. Es war ja auch eigentlich nicht der Rede wert, dachte sie aufatmend.

Der Principe begann damit, sich nach ihrem Befin-

den zu erkundigen, ob der Ball sie auch nicht angegriffen habe, und machte ihr eines seiner feinsten Komplimente, als sie versicherte, der Ball hätte noch einmal so lange dauern dürfen, und sie würde doch keine Spur von Müdigkeit empfunden haben, weil sie sich einer geradezu pöbelhaften Gesundheit erfreue. Außerdem habe sie sich ja geradezu himmlisch amüsiert.

Nach dieser Einleitung ging der Principe auf das Appartamento Medici über, das er heute zum ersten Male seit dem Einzuge der Frau van Bergen betrete, und knüpfte daran einen kleinen Vortrag über die historische Bedeutung dieser prächtigen Räume, die ihr freien Spielraum ließen für Empfänge größeren Stils.

„Erwarten Sie Gäste zum Tee?“ fragte er dann unvermittelt.

„Ich denke nicht, daß heute jemand kommt, denn es ist Empfang auf der Botschaft,“ erwiderte sie leicht. Sie hatte schon Befehl erteilt, daß außer dem Fürsten Rocca de' Serpi niemand anzunehmen sei. Ave und ihrem Schums hatte sie großmütig ihr Automobil zu einem Ausfluge in die Campagna überlassen und sich dann in Erwartung, ob der Principe kommen würde, in ihr elegantestes Kostüm geworfen, oder vielmehr werfen lassen, denn sich selbst zu bedienen, das hatte Eva v. Ammersee als Gattin Hinrich van Bergens leicht und gern verlernt.

„Es ist mir lieb, daß wir keine Störung zu erwarten haben,“ begann der Principe nach einer kleinen Pause, „denn ich habe Ihnen, Signora, heute eine Lebensfrage vorzulegen, für die ein Dritter zuviel wäre.“

Er hielt ein, und Frau van Bergen begann das Herz so zu klopfen, daß sie kein Wort zu erwidern vermochte. Also war sie schon am Ziel — schon!

„Sie müssen bei diesem meinem raschen Entschluß meine Nationalität in Betracht ziehen, Signora,“ fuhr er mit einer Verbeugung fort. „Unser Blut ist rascher als das der Nordländer und beeinflußt naturgemäß auch die Schnelligkeit unserer Entschlüsse. Signora, ich habe die Ehre, Sie um die Hand — Ihrer Tochter zu bitten.“

Eva van Bergen, die mit niedergeschlagenen Augen und fliegenden Pulsen das entscheidende Wort erwartet hatte, fuhr auf wie gestochen. „Meiner — meiner Tochter?“

„Ich habe die Signorina gestern, freilich durch einen Zufall nur, zum ersten Male gesehen, aber sie hat auf mich einen so tiefen Eindruck gemacht, daß ich mir sofort klar wurde: sie und keine andere!“ nahm der Principe mit Wärme das Wort, denn er brauchte nicht zu heucheln. Die letzten Stunden hatten ihm Ave um ihrer selbst willen begehrenswert gemacht. Er war mit der ganzen Heftigkeit seiner Rasse verliebt in sie bis über beide Ohren.

„Aber Ave ist — ist noch ein Kind, ein unreifes Kind!“ stammelte Eva van Bergen fassungslos.

„Fräulein van Bergen ist achtzehn Jahre alt, also eine junge Dame, die ihren Platz in der Gesellschaft längst schon eingenommen haben könnte,“ erwiderte der Principe betont. „Ich selbst bin dreißig — es wäre also das richtige Verhältnis.“

„Aber das ist ja ganz unmöglich, ganz unmöglich!“ rief Frau van Bergen, bei welcher der erhaltene Schlag jetzt erst zu brennen anfing, nachdem die Betäubung zu weichen begann.

„Verzeihung — warum unmöglich?“ fragte der Principe steif und befremdet. „Dieses Wort käme doch nur in Betracht, wenn die junge Dame mich ver-

schmähte, was ich nicht hoffe. Ich hoffe auch nicht, Signora, daß Sie den Entschluß Ihrer Tochter gegen mich beeinflussen werden, nachdem Sie gesehen haben, daß der Fürst Rocca de' Serpi nicht mit leeren Händen vor sie tritt, noch auch ein Niemand ist, den man einfach zur Tür hinausschiebt."

Frau Eva van Bergen verlor jetzt den Kopf. „Aber ich dachte — ich dachte, daß Sie — daß Sie — — Sie haben mich auf dem Balle so — so ausgezeichnet —" stotterte sie mit gerungenen Händen, feuerrot im Gesicht.

„Aber selbstverständlich, Signora!" rief er liebenswürdig. „Ein Gast — noch dazu eine einzelne Dame, die zum ersten Male mein Haus betritt, ist immer ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit für den Wirt, der kein guter wäre, wenn er nicht alles täte, was in seiner Macht ist, den fremden Gast bekannt zu machen und ihm das Gefühl zu geben, daß er gern gesehen und willkommen ist. Bitte, beschämen Sie mich nicht, indem Sie als etwas Besonderes hinstellen, was einfach meine Pflicht war!"

Eva van Bergen fühlte mit Entsetzen, daß sie sich verraten hatte — sie war nicht klug genug, in den Worten des Principe die Brücke zu sehen, die er ihr zum ehrenvollen Rückzuge schlug, sondern sie sah in ihnen nur den furchtbaren brüchigen Holzweg, auf dem sie sich bewegt hatte.

Gewaltsam nahm sie sich zusammen. „Ich bin nur die natürliche Mitvormünderin meiner Tochter," sagte sie rauh. „Die eigentliche Entscheidung liegt in den Händen der legalen Vormünder. Meine Tochter ist eine so reiche Erbin, daß mein Mann sie von allen Seiten sichern zu müssen glaubte. Ich persönlich zweifle an meinem entscheidenden Einfluß bei Ave, die den Kopf und den Willen meines Mannes geerbt hat. Wenn

sie eine Abneigung gegen Sie gefaßt hat oder das Gegenteil — was ich ja nicht wissen kann — so wird sie danach handeln. Es ist schweres holländisches Blut in ihr, das seinen eigenen Weg geht.“

„Man sieht es ihr an, daß sie Charakter hat trotz des weichen Schmelzes der Jugend, der noch über ihr liegt,“ bestätigte der Principe das mütterliche Urteil, es fein verbessernd, indem er diese selbe Mutter mit einem Lächeln ansah, das ihr Unbehagen verursachte.

„Es war der Wille meines Mannes, daß unsere Tochter nicht vor dem zwanzigsten Jahre ausgeführt werden soll,“ sagte sie gewohnheitsmäßig.

„Ein sehr weiser Wille, Signora — vom Standpunkte Ihres verewigten Gatten aus. Es mag Ihnen oft recht schwer geworden sein, Ihre so wunderbar erblühte Tochter zurückzulassen, wenn Sie ausgingen,“ bemerkte der Principe mit einer Teilnahme, die nicht ganz die dahinter versteckte Bosheit verbarg. „Eine Verheiratung der Signorina vor dieser Zeit war aber in dem Wunsche nicht mitinbegriffen — nicht wahr?“

„N—ein,“ gab Frau van Bergen widerwillig zu.

„Nun, so kann ich Sie ja vollkommen beruhigt nur noch einmal bitten, Ihrer Tochter meine Werbung zu übermitteln,“ sagte er aufstehend. „Sie werden mich von dem Resultate benachrichtigen — nicht wahr? Bitte, vergessen Sie nicht, daß ich es mit fiebernder Ungeduld erwarte. Es ist der Wendepunkt meines Lebens.“

Eine Verbeugung — und er schritt der Tür zu, vor der er sich aber noch einmal umwendete.

„Darf ich mir erlauben, noch für einen anderen ein gutes Wort einzulegen, Signora?“ fragte er liebenswürdig.

Frau van Bergen, die unter dem Eindruck ihrer

Betäubung sitzen geblieben war, erhob sich. „Will noch jemand meine Tochter heiraten?“ fragte sie schroff.

„Sie werden mir den übermenschlichen Heldenmut nicht zutrauen, für einen solchen auch noch einzutreten,“ erwiderte er lachend. „Aber glauben Sie nicht selbst auch, daß die Mutter meiner Erwählten noch jung und schön genug ist, um Wünsche im Herzen eines edlen Mannes zu erwecken? Ich für meinen Teil sehe und glaube es —“

Er hielt wirkungsvoll ein.

„Wirklich?“ Frau van Bergen konnte sich jetzt schon erlauben, Hohn und Verachtung in ihren Ton zu legen.

„Wirklich!“ versicherte er ernsthaft. „Mein Vetter Scarpadoro ist nicht der Mann, der sein Herz leichtsinnig verschenkt.“

Und ohne eine Erwiderung abzuwarten, verschwand der Principe, ganz zufrieden mit dem Resultat seines Besuches. Er war einer plötzlichen Eingebung gefolgt, der Schwerverletzten dieses Pflaster auf die Wunde zu drücken — in seinem eigenen Interesse in erster Linie freilich, denn sehr in zweiter kam erst der Wunsch, dem guten Marcantonio den Weg vorzubereiten. Auf alle Fälle hatte er dadurch zwei Fliegen mit einer Klappe erlegt, und als Jäger wußte er Dubletten zu schätzen.

Die Hauptperson, Ave selbst, hatte er freilich noch nicht gewonnen, aber er vertraute seiner oft erprobten persönlichen Unwiderstehlichkeit bei dem weiblichen Geschlecht, seinem Namen, seiner Stellung, die ihm nicht nur in Rom, sondern auch in ganz Europa jede Pforte öffnen konnte.

Ehe er auf die Via del Lauro wieder hinaustrat, hatte er indes eine Anwandlung von Schwäche, daß

er sich an das Portal lehnen und perlende Schweißtropfen von der Stirn trocknen mußte, die der heftige Schlag seines Gewissens herausgetrieben.

„Unsinn!“ sagte er sich. „Es ist nichts zu fürchten — nichts! Die Fahrt nach Rocca del Serpe wäre mir aber leichter gewesen, wenn ich dieses wunderbare blonde Mädchen schon gekannt hätte. War es nicht die Hand des Schicksals, der Himmel selbst, der sie mir auf der Schwelle zu der verhaßten Ehe in den Weg geführt?“

So ist's oft. Wenn ein Mensch sein Gewissen beruhigen will, so spricht er von dem Himmel, während er doch genau weiß, daß es die Hölle selbst war, die ihm den Weg gewiesen.

* * *

Den geistigen Zustand zu beschreiben, in dem Frau van Bergen nach dem Besuch des Principe zurückblieb, würde einem der grotesken modernen Gemälde gleichen, auf dem regenbogenfarbene Kreise sich wild ineinander drehen und aus blau und grün getünchten Hintergründen sich bezahnte Rachen aufsperren und glotzende Kalbsaugen in unmöglichen Lüften frei herumhängen.

In den wilden Kreisen, die sich im Hirn der reichen jungen Witwe drehten, in den Kreisen ihrer grausamen, bitteren, unerträglichen Enttäuschung sperrten auch wahre Höllenrachen ihre bezahnten Kiefer auf, schnappten nach ihr und rissen ihr ganze Fetzen aus dem Purpur, mit dem sie im Geist schon ihre Schultern geschmückt, jonglierten mit der gleißenden Fürstenkrone und verschlangen sie. Nur die Augen, die sie aus diesem Hexensabbat der Gefühle ansahen, waren keine Kalbsaugen, sondern die harten, schwarzen, sie zer-

setzenden Augen des Principe — und daneben die ruhigen, treuen Augen des seligen Hinrich van Bergen, die sich so oft auch in Aves klarem Kinderblick widerspiegelten; Augen, die ihr in dieser Stunde besonders unbequem waren. Aber die Eitelkeit dieser Frau war stärker als ihr gekränkter Ehrgeiz: aus dem Chaos lösten sich zwei braune, melancholische, verträumte Augen los und träufelten Balsam auf ihre Wunde, trotzdem ihr Mund verächtlich murmelte: „Nur ein Marchese — ein verarmter Habenichts!“ Aber schließlich — ein Marchese stand nur um wenig niedriger als ein Principe und immer noch um eine Stufe höher als ein Conte, ein Graf. Frau van Bergen wußte Bescheid mit den Rangklassen der italienischen Nobili, auswendig konnte sie's hersagen. „Eva Marchesa di Scarpadoro“ klang so übel nicht, und mit den zwölf Zacken der Marquiskrone konnte man schon die Taschentücher hübsch reich besticken und wirkungsvoll das Briefpapier bedrucken. Der goldene Schuh, das redende Wappen der Scarpadoro auf dem Purpurschild, sah eigentlich auch sehr originell aus, gerade wie die drei kleinen Töpfchen der Pignatelli, die Säule der Colonna. Der Palazzo Scarpadoro war ja am Ende keine Hundebude, sondern ein gewaltiger Block mit großem Innenhofe und reichen Barockverzierungen um Fenster und Portal, und wenn er innen leer war, so gab es ja gottlob genug Möbel zu kaufen.

Der Marchese war ihr eigentlich von Anfang an sehr sympathisch gewesen, er sah vornehm aus, wenn schon sein Frack an den Nähten das Alter verriet. Vielleicht gehörte das aber zu seinen Ideen über Antiquitäten. Er hatte ja die verschlissenen Überzüge in dem „Papstsaal“ des Palazzo Domiziani so bewundert und den geradezu verlumpten Teppich für „unschätzbar“ erklärt.

Ob Ave den Teppich unter ihrer Regierung liegen lassen würde? Dieses unreife Ding, dieses Kind, das sich nur sehen zu lassen brauchte, um Fürsten zu ihren Füßen zu haben!

Und ihre Mutter sollte sich mit einem verarmten Hungerleider von einem Marchese begnügen und dem Kiekindiewelt den Vortritt lassen?

Aber das wäre ja ganz — ganz unerhört, ganz unmöglich! Einfach eine Demütigung, nachdem derselbe Fürst sie, die Mutter, verschmäht!

Genau betrachtet konnte man das aber eigentlich auch nicht behaupten. Hatte er nicht selbst gesagt, daß es seine Pflicht als Wirt war, einen fremden Gast, eine Dame besonders, auszuzeichnen. Und sie war nahe daran gewesen, ihm zu sagen — —

Sie hatte fast den Kopf verloren, aber auch nur fast — Gott sei Dank, daß er nichts davon bemerkt hatte!

Es ist doch ein schönes Ding um die Selbsttäuschung. Die Leute, die von anderen annehmen und fest glauben, daß sie auch nicht weiter sehen, als ihre Nase lang ist, beziehungsweise die Nase der anderen für noch kürzer halten und ihren Verstand um einige Grade geringer einschätzen als den eigenen, leben in den Wolken dieses süßen Wahns viel glücklicher dahin als die, welche an sich selbst den geringeren Maßstab anlegen und nun fortwährend bemüht sind, ihren Standpunkt zu verbessern.

Aber auch wenn sie den Marchese nicht nahm — er war ihr wirklich sehr, sehr sympathisch, der Marchese! — so würde sie doch immer noch keine Fürstin sein, überlegte Frau van Bergen. Sie kannte die Stufenleiter der italienischen Magnaten am Schnürchen und fand darin keine andere Möglichkeit für sich. Außerdem gab es noch den Trost, daß eine fremde Königin,

die gerade in Rom weilte, die Tochter einer Großherzogin war. Diese mußte also ja auch ihrem Kinde den Vortritt lassen. Waren beide hohe Damen darum weniger? Nein, sicher nicht! Viele Mütter suchten ja auch geradezu Partien für ihre Töchter, die sie über ihren bisherigen Stand erhoben, und wenn sie, Frau Eva van Bergen op Zoom, also nunmehrige Eva Marchesa di Scarpadoro, es klug anfing, dann konnte sie im Palazzo Domiziani ebensogut regieren wie im Palazzo Scarpadoro. Kleinigkeit bei einem so jungen Dinge wie Ave!

Wenn alle diese Betrachtungen auch keinen Beweis für die Klugheit von Frau van Bergen lieferten, so taten sie es um so mehr für die Klugheit des Fürsten Rocca de' Serpi, der durch das seichte Wasser der Seele dieser Frau bis auf den Grund sah und einen plötzlichen guten Gedanken sofort zu seinem Vorteil auszunützen verstand.

Denn als Ave eine Stunde später den Kopf zur Tür hereinstreckte und fröhlich fragte: „Bekommen wir noch eine Tasse Tee, Mamuschka?“ da erhielt sie die ganz vergnügte Antwort: „Ein Dutzend, wenn du sie vertilgen kannst, du ewig hungrige Person!“

Ave machte darauf die Tür vollends auf, schob Fräulein Müller wie einen Stoßkarren vor sich her und zwang sie in den bequemsten Sessel durch einfaches Niederdrücken, indem sie ihr zugleich einen herzhaften Kuß gab.

Dann wandte sie sich um, machte ihrer Mutter einen Knicks und küßte ihr die Hand. Frau van Bergen liebte es nämlich nicht, wenn Ave ihr mit einer Umarmung die Frisur in Unordnung brachte oder sonst etwas an ihrer Toilette derangierte, und beneidete Fräulein Müller nicht um diese beständigen Attacken

Aves, die gar nicht wußte, daß man Mütter auch küssen kann, und darum die Entbehrung nur wenig empfand. Väter durfte man küssen, nach Herzenslust sogar, das war ihr bekannt, und da sie keinen solchen küßbaren Vater mehr hatte, so mußte eben der Schums herhalten, was der auch schon ganz gewöhnt war.

„Danke schön für das Auto, Mama!“ sagte Ave. „Wir waren in Frascati, in der Villa Falconieri — es war wunderbar! Die Rosen blühen dort schon — der Aufseher hat mir eine geschenkt und eine dem Schums — mit einem Liebesblick auf sie, sage ich dir —! Es ist überhaupt ganz gefährlich, mit dem Schums auszugehen, denn überall macht sie Eroberungen!“

„Quatsche keinen Unsinn, sondern klingle lieber nach frischem Teewasser, denn ich habe einen Durst, daß mir die Zunge am Gaumen klebt von dem blödsinnigen Gefahre!“ brummte Scholastika Müller grimmig, indem es um ihre Mundwinkel zuckte und in ihren Augen lachte.

Ave tat, wie ihr geheißen, und fing dann an, den Kuchen aufzuessen, das heißt zuerst steckte sie Fräulein Müller einen besonders lecker aussehenden Bissen in den Mund.

„Ein Auto,“ sagte sie weise, „ist ein sehr schönes Ding, wenn man drin sitzt, aber ein niederträchtiger Stinkkasten, wenn man hinterdrein laufen muß. Das ist der ganze Unterschied. — War heute niemand hier, Mama? Die Teetassen sind ja alle unbenützt, und niemand hat uns die besten Stücke weggegessen!“

Frau van Bergen öffnete den Mund, schwieg dann aber doch, weil der Diener mit einem frischgefüllten Teekessel erschien. Erst als er wieder hinausgegangen und der Tee eingegossen war, sagte sie: „Der Fürst von Rocca de' Serpi war bei mir.“

„Er sagte gestern, daß er bald wiederkommen wollte," bestätigte Ave.

Fräulein Müller aber warf einen langen und scharfen Blick auf Frau van Bergen über ihre Brille hinweg, denn sie hatte sich längst schon allerlei zusammengereimt, und sie fand Aves Mutter heute merkwürdig geistesabwesend — nicht gelangweilt, wie meist im Familienkreise, sondern weitab mit ihren Gedanken. War etwa der römische junge Stiefvater, den Fräulein Müller ihrer jungen Freundin durchaus nicht wünschte, in greifbare Nähe gerückt?

„Ja — der Principe war hier," nahm Frau van Bergen wieder das Wort. „Er — er hat bei mir um deine Hand angehalten, Ave."

„Um — um meine — — aber Mama!" rief Ave und ließ den Löffel fallen. „Ich habe ihn aber doch erst ein einziges Mal gesehen!" setzte sie hilflos hinzu.

„Desto größer wäre ja das Kompliment für dich!" brummte Fräulein Müller, ohne Frau van Bergen aus den Augen zu lassen. „Dein Vater hat mir erzählt, daß er deine Mutter auch nur einmal gesehen hat und sofort einig mit sich war: Die oder keine andere! — Und," fuhr sie in Gedanken fort, „das war auch der einzige dumme Streich des guten Hinrich."

„Dasselbe hat auch der Principe gemeint," sagte Frau van Bergen ruhig, fast teilnahmlos. „Du hast gestern einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß sein Entschluß sogleich feststand."

„Ein Wunder wär's nicht," dachte sich Fräulein Müller. „Daß das Kind eine reiche Erbin ist, wird ihr gerade nicht weiter geschadet und wahrscheinlich den ‚Eindruck' verstärkt und eingerahmt haben." Aber sie hütete sich, das laut zu sagen — ausnahmsweise.

Ave saß, bald rot, bald blaß werdend, vor ihrem Teller und sah bald ihre Mutter, bald ihren Schums an, die mit ihrer vorgeschobenen dicken Unterlippe merkwürdige Bewegungen ausführte. Sie hatte noch keine Körbe ausgeteilt, sie war noch unblasiert, denn die Goldfischangler waren ihr noch ferngeblieben mit ihren Huldigungen, unberührt vom sehrenden Hauch der Welt stand sie da wie eine eben erblühende Lilie in einem von hohen Mauern umschlossenen Garten — es war kein Wunder, daß diese erste, unerwartete Werbung einen tiefen Eindruck auf ihre junge Seele machte und das Bild des Werbers in eine Glorie einhüllte, die sie blendete und verwirrte.

Der Principe war in der Tat der erste junge, ledige Mann gewesen, der plötzlich in ihren engeren Gesichtskreis getreten; er war mehr wie nur gut aussehend, Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle, liebenswürdig und weltgewandt und umgeben von dem Prestige eines großen, eines historischen Namens. Ave, die im Herzen viel, viel jünger war als ihre achtzehn Jahre, hatte sofort angefangen, genau wie ein Backfisch, regelrecht für ihn zu „schwärmen". Aber nicht etwa still für sich, sondern Fräulein Müller war wie gewöhnlich das Opferlamm, das alle ihre kleinen Leiden und Freuden auszubaden hatte — und mit Wonne ausbadete. Sie hatte Ave ruhig schwärmen lassen, weil sie diese Ergüsse mit Recht für ein ganz ungefährliches Vergnügen hielt, für eine Art von Kinderkrankheit und Jugenddeselei, die sie im Gegensatz zu anderen alten Damen aus ihren eigenen Backfischtagen noch nicht vergessen hatte und darum zu würdigen wußte als ebenso unvermeidlich wie vorübergehend.

Wahrscheinlich wäre es das letztere auch gewesen, wenn diese zwar unerwartete, aber in Fräulein Müllers

Augen durchaus nicht unmögliche Wendung nicht eingetreten wäre.

Ohne zu wissen, was sie tat, nahm Ave in die Rechte einen winzigen, mit Schlagsahne gefüllten Windbeutel und in die Linke ein Brötchen mit Räucherlachs belegt und biß erst von der einen und dann von der anderen so grundverschiedenen Delikatesse ab.

„Pfui Kuckuck — schmeckt das scheußlich!" rief sie, durch ihre Zunge zum Bewußtsein ihrer ganz mechanischen Tätigkeit gebracht, und spülte die beiden feindlichen Genüsse heroisch mit einem Schluck Tee hinunter, welcher Vorgang den guten Schums zu einem Ausbruch jubelnder Schadenfreude veranlaßte, während Frau van Bergen verständnislos zusah.

Scholastika Müller ging zuerst wieder zur Tagesordnung über. „Also — der Principe hat um Aves Hand angehalten! Gut — Na, und —?"

Sie sah fragend zu Frau van Bergen hinüber.

„Ich warte darauf, was Ave dazu zu sagen hat," sagte diese kühl. „Mir scheint aber, daß —"

„Oh, der Principe gefällt mir sehr gut," fiel Ave rot werdend ein. „Wirklich, das tut er. Er sieht wie — wie etwas Besonderes aus, und er weiß so nett zu erzählen, und — und er ist gewiß ein sehr guter Mensch, denn er hat so lieb von seiner alten Tante gesprochen."

„Soll das heißen, daß du den Fürsten heiraten willst?" rief Frau van Bergen scharf.

„Ich — ja, wenn du denkst, daß Papa nichts dagegen gehabt haben würde, Mama —" stotterte Ave eingeschüchtert.

Frau van Bergen fuhr zurück, denn sie hatte wirklich noch nicht daran gedacht, was der selige Hinrich dazu gesagt haben würde.

Fräulein Müller, deren erster Gedanke gerade das

gewesen, was sein Kind aussprach, fuhr auch zurück und schlug die Hände zusammen. „Aber Ave — du bist ja ein unglaubliches Mädel!“ schrie sie, höchst groteske Gesichter schneidend, als ob ihre Züge von Kautschuk gewesen wären. „Seit wann sagst du denn ‚bäh!‘, bloß weil ein anderer auch ‚bäh!‘ sagt? Das ist doch eine Lebensfrage — zum Deiwel noch 'nmal! Noch dazu, wenn man den Menschen im ganzen erst zehn Minuten gesehen hat! Damit geht man in sein stilles Kämmerlein und prüft sich und —“

„Meinen Sie nicht, Fräulein Müller, daß ich als die Mutter die geeignetere Person bin, Ave zu sagen, was sie in diesem Falle zu tun hat?“ unterbrach Frau van Bergen die wohlmeinende Sprecherin.

„Natürlich sind Sie die geeignetere Person. Ich bin aber dann die nächstgeeignete,“ erwiderte Scholastika prompt. — „Was ich noch sagen will, Ave, ist das: Wenn du dich in den Principe in den zehn Minuten so sterblich verschossen hast, wie er sich in dich — schön, nimm ihn und sei glücklich! Aber wenn dir bloß der Fürst imponiert, da überleg dir's zehnmal, denn — hm — so wie du mal bist und — und überhaupt — ich meine, weil du doch nicht gerade an den Hungerpfoten zu nagen brauchst, da darfst du ja bloß die Hand ausstrecken und an jedem Finger baumelt dir ein Fürst. — So, ich für mein Teil habe gesprochen!“

Damit trank sie ihre Tasse Tee aus, steckte einen Kuchenrest von ihrem Teller in den Mund und verließ das Zimmer ohne besondere Zeremonien.

Mutter und Tochter waren allein, und minutenlang sprach keine ein Wort. Ave sah auf ihren Teller hinab, und Frau van Bergen sah ihr Kind an und wunderte sich, warum man es schön fand — neben ihr, notabene. Sie selbst fand sich zehnmal schöner und begehrenswerter.

Nase und Augen hatte Ave entschieden von ihrem Vater. Woher sie den Mund hatte, war schon gar nicht zu sagen. Hände und Füße hatte sie von ihr — Ammerseesches und Eichwaldsches Erbteil — aber alles war doch noch so eckig und ungeformt an dem Mädchen. Und es würde so bleiben, wie Hinrich van Bergen sein ganzes Leben geblieben war. Holländisches Bauernblut!

„Fräulein Müller wird wirklich jeden Tag vorlauter, gröber und ungenießbarer," unterbrach Eva van Bergen endlich das drückende Schweigen.

Da sah Ave auf und wandte sich ihrer Mutter zu. „Mama," begann sie mit leiser, aber fester Stimme, „nicht wahr, es war dir nicht recht, daß ich mit nach Rom ging? Du hast überhaupt nicht gewollt, daß ich nach Hause kam?"

„Papa hatte gewünscht —" unterbrach Frau van Bergen sie hastig.

Aber Ave machte eine Bewegung mit der von ihrer Mutter anerkannten schönen Hand. „Ich weiß, Mama, was Papa gewünscht hat. Er hat es mir selbst gesagt, und ich habe auch gar keinen Wunsch, Bälle zu besuchen. Es war nur von Bällen die Rede — nichts davon, daß ich nicht daheim sein und teilnehmen dürfte an deiner häuslichen Geselligkeit, an deinen Reisen. Ich bin gekommen, weil ich Sehnsucht hatte nach dem Haus, das mein Vater gegründet, nach dir. Aber du hast mich nicht gewollt."

„Ave, wie kannst du das sagen?" murmelte Frau van Bergen.

„Ich bin dir eigentlich doch nie im Wege gewesen, Mama. Und doch fühle ich's und sehe ich's, daß ich es bin," fuhr Ave fort, ohne auf den Einwurf zu achten. „Wenn ich gewußt hätte, daß der Principe über die Loggia kommen würde, hätte ich mich natürlich nicht

gerade dort hingesetzt. Die Sonne schien, und über die Loggia ist ja noch niemals jemand aus dem Palazzo drüben gekommen. Der Principe hat mir sehr gut gefallen, und da ich ihm auch gefallen habe, so wär's ja ganz recht, wenn ich ihn heiratete. Dann bist du mich auf gute Manier wieder los, Mama, denn siehst du: ins Institut möchte ich schon wirklich nicht mehr zurück. Ich könnte ja auch mit Fräulein Müller reisen, aber ewig kann man doch nicht unterwegs sein, und Schums, mein lieber, guter Schums, wird alt. Sie hält nicht mehr so viel aus. Aber wenn du meinst, daß du mich lieber nicht in Rom hättest, da müßten wir — Schums und ich — eben sehen, wie weit wir kommen.“

Frau van Bergen war auf dem Punkte zu sagen: „Ja, das ist eine herrliche Idee — macht eine schöne, weite Reise zusammen!“ Aber Hinrichs Augen tauchten vor ihr auf, und sie schämte sich tatsächlich vor diesen Augen, die gar nicht da waren, die sich vor Jahr und Tag für diese Welt schon geschlossen hatten. Und etwas in Aves ruhigem, sachlichem Ton drang durch den dicken, kugelsicheren Eitelkeitspanzer zu ihrem Herzen. Nicht viel, aber doch etwas.

„Was du dir nicht alles einbildest, Närrchen!“ versuchte sie einen leichten Ton anzuschlagen, der aber mißlang. „Du — du bist mir gar nicht im Wege, und was ich für meine Pflicht gehalten habe, darfst du mir nicht als — ich weiß nicht was — auslegen. Es ist mir nicht gegeben, mit Kindern zu verkehren. Dafür kann kein Mensch. Natürlich konntest du nicht wissen, daß der Principe über die Loggia kommen wollte. Es — es war Kismet — wenn du weißt, was das ist. Ich überlasse dir ganz, zu tun, was du willst — vorbehaltlich der Einwilligung deiner Vormünder. Du bist ein sehr reiches Mädchen, Ave!“

„Geld ist eine Macht. Aber es kann das Beste doch nicht kaufen, hat Papa gesagt,“ erwiderte die junge Erbin gleichgültig. „Er hat mir auch gesagt, was — und ich werd's nicht vergessen. Wie reich bin ich denn?“

„Ich weiß es nicht genau, weil ja deine jährlichen Einkünfte, über die du erst bei deiner Großjährigkeit verfügen kannst, von dem Ergebnis der Minen abhängen. Ich kann nur sagen, daß du immens reich bist.“

„Weiß es der Principe?“

Frau van Bergen fuhr zusammen und sah ihre Tochter groß an. Natürlich hatte sie damit gerechnet, daß ihr eigenes Geld eine nicht unbedeutende Rolle in ihren Zukunftsplänen spielen müßte, aber sie hatte sich selbst dabei immer noch für den größeren Anziehungspunkt gehalten. Auch daß die Leute sich nach ihren Verhältnissen erkundigen würden, hatte sie angenommen, wenn schon der Umstand, daß sie das Appartamento Medici im Palazzo Domiziani mieten konnte, eigentlich für sich selbst sprach. An Aves Geld hatte sie natürlich nicht gedacht. Das kam ihr erst jetzt in den Sinn, als das „Kind“ mit einem Male in die erste Reihe rückte, ihr vorgezogen wurde. Aves Frage aber stellte ihr plötzlich Möglichkeiten vor, die ein Gefühl von Bangigkeit und Gefahr in ihr auslösten.

„Ich — ich weiß es nicht,“ erwiderte sie. „Er hat kein Wort davon gesprochen — er hat nur gesagt, daß er nicht mit leeren Händen als dein Bewerber kommt. Er kann es kaum gewußt haben, denn sonst“ — sie wollte eigentlich sagen: „sonst hätte er, falls er dein Geld gewollt, nicht den Umweg über — über mich zu machen brauchen,“ aber sie ließ es unausgesprochen und setzte statt dessen hinzu: „Ich glaube, ich habe ihm aber gesagt, daß du eine Erbin bist. Es

ist üblich, die Vermögensverhältnisse bei Brautwerbungen zu berühren. Der Principe ist sicher ein reicher Mann. Er hat ein altes Schloß, das Castello del Serpe, irgendwo in der Kampagna, er hat zwei oder drei andere Landsitze, und er hat den Palazzo Domiziani. Und er gehört zu dem Uradel Roms."

„Ja, das hat mir der Schums schon erzählt. Sie kennt die Geschichten der römischen Nobili wie am Schnürchen," bestätigte Ave, indem sie aufstand und ihre fortgelegten Sachen zusammennahm. „Auf Wiedersehen beim Essen, Mama! Du gehst doch nachher zum Empfang auf der Botschaft?"

„Natürlich. — Man wird jedenfalls dem Principe morgen eine Antwort geben müssen."

„Ja, Mama," erwiderte Ave und verließ, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, langsam, zögernd fast das Zimmer.

Als sie das ihrige betrat, sah sie durch die halboffene Tür Licht in dem daneben liegenden Zimmer von Scholastika Müller, und hastig ihre Sachen fortwerfend trat sie bei der zärtlich geliebten alten Freundin ein und flog ihr an den Hals, daß die Gute fast vom Stuhle gefallen wäre.

„Du hast mich doch am liebsten in der Welt, seit Papa tot ist!" schluchzte sie. „Guter, lieber, alter, süßer Schums!"

„Na ja — ja, natürlich! Wer wird denn immer solche alte Geschichten aufwärmen!" brummte Fräulein Müller rauh und streichelte dabei zärtlich den blonden Kopf auf ihrer Schulter. „Deine Mutter hat dich auch am liebsten — sie kann's bloß nicht so von sich geben. Na, und es hat ja den Anschein, als ob dich ein gewisser Jemand jetzt am allerliebsten haben wollte!"

Ave hob den Kopf und lachte unter Tränen. „Gelt,

Schums — das ist das „Wunderbare“? Er ist prachtvoll, sage ich dir, einfach prachtvoll! Ganz anders als die Leutnants, die man bei uns so einherstolzieren und vorüberreiten sieht. Halt ein Römer. Ich kann mir ihn ganz gut in einer Toga mit einem Lorbeerkranz auf dem Kopfe als Imperator denken —“

„Hm. Die Cäsaren haben keine Schnurrbärte getragen,“ machte Scholastika Müller trocken.

„Aber er kleidet ihn,“ widersprach Ave mit Überzeugung. „Er hat einen kleinen, eleganten Schnurrbart, keinen solchen, der wie eine Zahnbürste aussieht, die einer sich in die Nase gesteckt hat und mit den Borsten heraushängen läßt, sondern einen richtigen, feschen, süßen Schnurrbart, der sehen läßt, welch schönen Mund er hat und —“

„Na, höre mal! Wenn du dich bloß in den Schnurrbart verschossen hast —“

„Unsinn, Schums! Schäme dich was! Hast du ihn überhaupt schon mal gesehen? Ich meine den Principe.“

„O ja. Ich habe ihn gesehen, als er noch Don Cornelio Domiziani hieß und die Uniform der Kürassiere trug. Und voriges Jahr bei einem Pilgerempfange im Vatikan als Cameriere. Da stand er hinter dem Thron des Papstes. Eine Dame neben mir kannte ihn sehr gut. Sie sagte, er sei ein — na, so ein Tausendsassa — weißt du. Und Donna Lucrezia, seine Tante, sei eine Heilige, und er bete sie an.“

„Ach, da wird er mich wohl nicht anbeten,“ seufzte Ave naiv. Sie hatte mit angehaltenem Atem zugehört.

„Du mußt's ihn halt lehren,“ erwiderte Scholastika fein. „Vorausgesetzt natürlich, daß — daß du ihn nimmst. — Überleg dir's gut, Herzel, hörst du? Ver-

giß nicht, daß es fürs ganze, lange Leben ist und vorhalten muß, bis du alt und grau bist wie ich. Du weißt ja, was Schiller sagt vom kurzen Wahn und der langen Reue.“

Ave wußte es. Sie hatte sich das Zitat sogar in ihr Poesiebuch eingeschrieben. Aber wer glaubt denn an solche Warnungen, wenn man achtzehn Jahre alt ist und der Prinz aus dem Märchenlande plötzlich auf dem unbeschriebenen, schneeweißen Blatte einer solch jungen Seele erscheint, noch dazu mit einem Fürstenkrönchen in der Hand und mit einem Stammbaum, der aus dem Dunkel der Geschichte aufstieg, aus dem Boden der Ewigen Stadt.

* * *

Es war beim Empfang auf der deutschen Botschaft im Palazzo Caffarelli auf dem Kapitol, als der Principe Rocca de' Serpi Frau van Bergen sein Kompliment machte, indem er tat, als bemerkte er die neugierigen und bedeutungsvollen Blicke nicht, mit denen die Einheimischen das Paar beobachteten, denn seit dem Balle im Palazzo Domiziani waren die Zungen in eine starke Bewegung geraten.

„Wie befindet sich Ihre Tochter, Signora?“ fragte er so laut, daß alle Umstehenden es hören konnten. „Sie ist heute abend nicht hier?“

„Meine Tochter besucht noch keine großen Gesellschaften nach dem Wunsche ihres Vaters,“ erwiderte Frau van Bergen. „Aber sie wird sich mit mir freuen, wenn Sie morgen den Tee bei uns nehmen wollen, Principe.“

„Es wird mir eine Ehre sein,“ murmelte er, und mit einer Verbeugung ging er weiter — Mut in der Brust, siegesbewußt wie der Torero in Bizets Carmen, denn er hatte begriffen.

„Sie sprachen von der Tochter der Frau van Bergen, Fürst,“ redete ihn eine der „Stadtfraubasen“ Roms an. „Aber wie könnte diese hier sein? Sie ist doch noch ein Kind, wie ich höre.“

„Die Signorina ist achtzehn Jahre alt — also nach unseren Begriffen eine junge Dame,“ erwiderte er vernehmlich und setzte seinen Weg fort.

Da hatten die Zungen für den ganzen Abend Arbeit bekommen. Und er wußte das, er hatte es gewollt, um den Kurs ein für allemal zu ändern.

Nachdem er sich auf dem Empfange gezeigt, erfahren und gesagt hatte, was er gewollt, fuhr er wieder in seinen Palast zurück.

Es war für römische Begriffe noch nicht spät, und er ging nach seiner Ankunft zu seiner Tante hinauf, die ihn mit ihrer gewohnten milden Güte begrüßte.

„Schon zurück, Nelio?“ rief sie ihm entgegen. „War der König da? Und die Königin auch? Und — und Frau van Bergen? — Ah — so, so! — Ich habe die Absicht, sie morgen zum Tee einzuladen. Sie schickte gestern herüber, um sich erkundigen zu lassen, wie mir der Ball bekommen ist. Es war eine Aufmerksamkeit, die ich zu schätzen weiß.“

„Sie hat mich auf morgen zum Tee zu sich gebeten,“ erwiderte der Principe. „Ich habe angenommen, und du wirst deine Einladung daher besser verschieben.“

„Natürlich werde ich sie dann verschieben. Frau van Bergen ist eine sehr hübsche Frau, Nelio. Sie sieht gut aus, ist aus einer guten Familie, und ihre Mutter war meine Jugendfreundin. Das muß ich schon berücksichtigen. Ich habe es heute der Contessa dal Verme erzählt, die mich besuchte. Ein wenig mit Absicht, Nelio, denn nun weiß es schon ganz Rom,

und es ist gut, wenn die Leute aufhören, die Fremde für eine Abenteuerin zu halten.“

„Ja, das ist auf alle Fälle gut,“ stimmte der Principe zu. „Aber denke dir — ich habe gestern ein Wunder gesehen, ein Wunder von einem jungen Mädchen — blond, mit krausem Goldhaar wie die heilige Agnes auf dem Bilde von Ribera und einem süßen, lieblichen Gesichte wie die Unschuld selbst. Und groß und schlank ist sie wie eine Wüstenpalme.“

„Oh!“ machte Donna Lucrezia mit einem besorgten Blicke auf ihren schwärmerisch aussehenden Neffen.

„Mit einem Worte: mein Ideal der künftigen Fürstin von Rocca de' Serpi,“ setzte er, ohne auf den Ausruf zu achten, hinzu.

„Nelio!“ rief Donna Lucrezia enttäuscht, entzückt, verwirrt — alles gleichzeitig. „Ist sie eine Fremde? Ich kenne keine solche Blondine in unseren Kreisen.“

„Sie ist die Tochter der Frau van Bergen.“

Donna Lucrezia hob vor Erstaunen beide Hände in die Höhe. „Aber das ist ja noch ein Kind!“

„Es scheint Frau van Bergens Absicht gewesen zu sein, die Leute das glauben zu lassen,“ erwiderte Nelio mit einem Lächeln, das nichts Freundliches hatte. „Ich bin zufällig dahinter gekommen, daß das ‚kleine Töchterchen‘ eine junge Dame und zwar eine sehr wohlerzogene junge Dame ist. Und ich habe die Absicht, diese Kenntnisnahme auszunützen. Wer dächte auch noch an die Hagebutte, wenn eine eben sich erschließende Rosenknospe auf demselben Zweige blüht? Das wäre unnatürlich, Tante! Frau van Bergen muß ja sechs bis acht Jahre älter sein als ich.“

„Oh!“ machte Donna Lucrezia wieder. „Ich hätte ihr das nicht angesehen — sie hat sich dann wundervoll

konserviert. Ganz merkwürdig konserviert. Es ist eigentlich schade, Nelio, da sie doch aus einer so guten Familie ist und noch kein Rocca de' Serpi außerhalb der Noblesse sich vermählt hat. Man sagt, der verstorbene Gatte von Frau van Bergen war ein —"

„Und die Signorina Ave — ein schöner Name, Tantchen, nicht wahr? — die Signorina Ave van Bergen op Zoom ist seine unabhängige, steinreiche Erbin! Sie steht noch unter Vormundschaft, aber das ist unwesentlich, weil man in Deutschland mit einundzwanzig Jahren mündig wird und man ja auch nicht mit einer vorläufigen Rente kargen dürfte. Doch auch das ist unwesentlich, wenn schon es natürlich ins Gewicht fällt. Denn dein Nelio, Tantchen, hat ernstlich Feuer gefangen. Was sagst du dazu? Tatsächlich Feuer gefangen! Du wirst es begreifen, wenn du Ave van Bergen erst gesehen hast."

„Ja, ja, ja!" rief Donna Lucrezia kopfschüttelnd. „An sich wäre das ja herrlich, Nelio, herrlich, denn es war wirklich Zeit, daß es dazu einmal kam — herrlich schon darum, weil ich immer gebetet habe, du möchtest aus Liebe heiraten und die Madonna dir eine edle, gute Frau zuführen und dir das Elend einer Geldheirat ersparen. Nur habe ich gehofft, daß deine Frau dir auch ebenbürtig sein möchte!"

„Wir leben im zwanzigsten Jahrhundert, das der Bildung das Recht der Ebenbürtigkeit einräumt. Wir müssen mit der Zeit gehen. Der Name van Bergen op Zoom klingt mir viel besser, seit ich seine süßeste Trägerin kenne, als der von Miß Cobbler, die der Herzog von Novostante geheiratet hat. Ein Hüttenbesitzer, wie es der alte van Bergen war, ist gesellschaftlich eine andere Persönlichkeit als einer, der seinen Mammon durch Büchsenzungen und Fleischextrakt

gemacht hat. Ein Bergwerkshammer wird unser Wappenschild hübscher vermehren als eine Blechbüchse.“

„Ja — es ist von zwei Übeln das kleinere,“ gab Donna Lucrezia mit einem Seufzer zu. „Nun, es kommt alles, wie es muß, und ich bin nichts als eine altmodische Person mit Vorurteilen, die ich deine Erwählte aber nicht fühlen lassen werde, Nelio. Ich werde ihr treu zur Seite stehen um deinetwillen und vielleicht auch ihrer selbst willen. Wer weiß? Und wenn du sie liebst, wirst du sie glücklich machen und gut zu ihr sein, Nelio — nicht wahr?“

Es zitterte ein solches Bangen durch den sanften Ton der alten Dame, ein solch bittendes Flehen fast, daß der Principe aufsprang und seine Tante herzlich küßte. Aber er machte keine Versprechungen. Wie hätte er das gekonnt? Denn vor seiner Tante, die er zärtlich liebte, verlor seine Zunge die doppelte Spitze seiner Sippe, der Rocca de' Serpi, und er vergaß, daß die Treue ein unbekannter Gast an der urkundlich beglaubigten Wiege seines Geschlechtes in der Maremma war und sie nur bei den weiblichen Sprossen des alten Namens Paten zu stehen pflegte.

Denn ganz ließ sie sich doch nicht vertreiben. Sie machte gut an den Tauben, was sie den Schlangen, den „Serpi“, nicht zu reichen vermochte.

Und doch war Nelio de' Serpi überzeugt davon, daß er Ave van Bergen liebte, wie er noch niemals geliebt, weil er noch niemals ihresgleichen gesehen. Ja, er hätte sie begehrt und in seinen Purpur gehüllt, selbst wenn sie arm gewesen wäre wie —

Fort mit dem Schatten, den dieses „wie“ beschwor! Er war gebannt und verbannt um einen anderen Preis,

der ihn nicht verhindert hätte, ihn wieder zu suchen — falls ihm die Laune dazu gekommen wäre.

* * *

Nun hatte die römische Gesellschaft Stoff zum Reden bekommen. Nelio de' Serpi hatte sich verlobt — der schöne, der unwiderstehliche Nelio de' Serpi! Und nicht mit der jungen Witwe im Appartamento Medici, wie alle Welt gedacht, sondern mit ihrer Tochter! Nein, die allgemeine Meinung so an der Nase herumzuführen, die junge Dame so zu verstecken, daß keine Seele eine blasse Ahnung haben, nichts, nicht das mindeste vermuten konnte!

Aufgefallen war die junge Deutsche freilich schon in den Museen, auf dem Palatin, dem Forum durch die Pracht ihrer aschblonden Haare, ihre wundervollen Augen und ihr feines Gesicht, aber wer hätte vermutet, daß sie die Tochter von Frau van Bergen war, die man nie mit ihrer Mutter gesehen, sondern die immer nur in Begleitung einer grotesken alten Duenna erschien. Doch, jemand hatte die beiden im Automobil von Frau van Bergen bemerkt, und das war zwei Tage vor der Verlobung, die alle Welt einfach „baff" gemacht. Oder war es drei Tage vorher? Nun, es war immerhin wichtig, das festzustellen.

Es war natürlich eine Liebesheirat. Trotzdem die junge Braut eine so reiche Erbin war, betrachteten es selbst die ärgsten Lästermäuler, der ausgesprochene Neid als nichts anderes, denn wie es immer auch um die Lage der Domiziani stand: das Geheimnis war wohl gehütet und gewahrt worden. Nach außen stand das Oberhaupt des großen Hauses als unerschüttert da, seine Finanzen galten als geordnet, seine Schulden als abgetragen. Außer dem Verkauf der beiden Farmen

gleich nach dem Antritt seines Erbes war nichts von seinem Besitze mehr veräußert worden; kein Gemälde, keine Statue verschwand spurlos, wie es oft in den großen Familien vorkommt. Man konnte sich davon bei den beiden jährlichen Bällen im Palazzo Domiziani überzeugen, dessen künstlerisches Inventar jedem so bekannt war wie sein eigenes. Die Dienerschaft war stets tadellos gekleidet, der Kredit des Hauses unbeschränkt.

Darum auch sah die Vormundschaft Ave van Bergens keinen Grund, die Einwilligung zu dem Verlöbnis und die Auszahlung ihrer Einkünfte zu verweigern.

Und doch wußte Rocca de' Serpi, daß alles nur Schein war. Sein ihm blind ergebener Verwalter wußte es noch besser, und am besten wußte es sein Advokat. Aber sie alle hatten ihm die Hand zur Bewahrung des Geheimnisses gereicht. Die Aufnahme der Gelder zur Erhaltung des Besitzes — eines Palastes mit fast fünfhundert Räumen, eines Felsenschlosses und zweier Villen — hatte sich in solcher Stille vollzogen, daß nichts davon in die Öffentlichkeit durchsickerte, denn die Entleiher waren viel zu sichergestellt, um nicht in Ruhe den immer unvermeidlicher werdenden Krach abzuwarten, der dann ja sie selbst in den Besitz der Kunstschätze der Domiziani brachte. Sie konnten es sich also leisten, reinen Mund zu halten, und sahen sich dafür belohnt. Hinrich van Bergens Erbin war zwar keine amerikanische Milliardärin, aber eine deutsche Millionärin von der solidesten Beschaffenheit, und eine einzige ihrer Jahreseinkünfte hätte genügt, alle Hypotheken zu löschen, Schuldverschreibungen zu quittieren und, was auf dem Besitze zugrunde zu gehen drohte, dem Ruin zu entreißen. Und solcher Jahreseinnahmen lagen schon zwei der Erbin gutgeschrieben bereit und

sollten ihr am Hochzeitstage bedingungslos zur freien Verfügung ausgehändigt werden. So hatte es Hinrich van Bergen verfügt, falls die Heirat seines Kindes während dessen Minderjährigkeit erfolgte und die Zustimmung seiner Vormünder hatte.

Jedenfalls waren die Gerüchte, die über den Reichtum der Braut des Principe Rocca de' Serpi im Umlauf waren, nicht allzu übertrieben. Die Wohlwollenden seines Kreises, der „Gesellschaft" überhaupt gönnten ihm das Glück; der Neid mißgönnte es ihm, erklärte die Domiziani für „heruntergekommen" und bedauerte die Braut und den Bräutigam in rührender Abwechslung; die Parteilosen freuten sich über das schöne Paar, und die Gleichgültigen zuckten die Achseln.

Es ist in der ganzen Welt das gleiche: es dürfen sich zwei Menschen nur verloben, um alle ihre Fehler und Mängel, ihre Motive und Gedanken, ihre Verhältnisse, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einer scharfen Kritik unterworfen zu sehen; Propheten stehen auf und weissagen meist Unheil, und die berühmten scharfen Augen, die den einzigen dürren Stecken im Walde sehen, zerren ihn hervor und zeigen ihn triumphierend herum, damit nur jeder weiß: es ist wirklich ein dürrer Stecken vorhanden. Als ob nicht jeder Wald sein dürres Holz hätte, und als ob darunter nicht gerade so gut die Veilchen sproßten als unter dem blühenden Kreuzdorn!

Donna Lucrezia war mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zur Partei der Braut ihres Nelio übergegangen, als sie Ave zum ersten Male sah. Noch hatte sie da ihre aristokratischen Vorurteile nicht überwunden, aber sie verschwanden wie Regenspuren in der Sonne, als sie in die schönen, seelenvollen Kinderaugen blickte und ihr welker Mund wie zum Weihekuß

die reine Stirn berührte. Sie öffnete ihr großes, edles und frommes Herz weit der jungen Braut und las in ihrem Blick, daß diese die offene Pforte sah und ohne Zögern darin einzog.

Begreiflicherweise wollte der Principe von einem verlängerten Brautstande nichts wissen und drängte auf eine baldige Vermählung, und Frau van Bergen leistete ebenso begreiflicherweise keinen Widerstand und begann sich sofort mit der Aussteuer zu beschäftigen, die man ja in Rom so gut und so prächtig beschaffen kann wie anderswo. Die Vormundschaft wandte nichts gegen eine baldige Vermählung ein, bestand aber unter allen Umständen darauf, daß dieselbe in Aves Heimat gefeiert werden müsse, um den Angestellten der Firma und den Bergleuten Gelegenheit zu einer Demonstration zu geben, deren Wegfall nicht nur schwere Enttäuschung, sondern sicherlich große Unzufriedenheit hervorrufen würde.

Die allgemeine Achtung, Verehrung und Liebe, die Hinrich van Bergen als Hüttenbesitzer genossen, hatte sich auf seine Erbin übertragen, die schon als Kind das Idol der geschlossenen Phalanx dieses in riesenhaften Dimensionen sich bewegenden Unternehmens war, weil ihr Vater sie zur Vermittlerin und Überbringerin seiner philanthropischen Stiftungen und materiellen Gaben an seine Angestellten und Arbeiter gemacht, seitdem Ave laufen gelernt hatte. Ein großes Erholungsheim für die Bergleute trug ihren Namen, der die Eintretenden begrüßte; es war des Vaters Geschenk zu ihrem fünfzehnten Geburtstage gewesen; ihr konnten die Frauen ihre Nöte klagen, wenn sie zu den Ferien heimkam, bei ihr fanden sie Hilfe, Sympathie, ein frohes Wort, ein freundliches Lächeln. Es war ein sehr weiser Vater gewesen, der sein Kind

vom ersten Erwachen der Vernunft an dazu erzogen hatte, sich eins zu fühlen mit seinen Untergebenen, die Liebe für sie in dem jungen Herzen wachzurufen und zu pflegen. Hervorgegangen aus ihren Reihen wußte er, was ihnen not tat, und lehrte es seinem Kinde. Seine Frau war ihm darin keine werktätige Helferin gewesen; sie behauptete, mit solchen Leuten nicht reden zu können, und floh sie. Sie gab, aber nicht im Sinne Jesus Sirachs, des Weisen, der den schönen Ausspruch getan, daß man sein Geschenk wert machen soll durch liebliche Worte.

Ave war also ganz naturgemäß einverstanden mit dem Wunsche ihrer Vormünder, daß ihre Hochzeit daheim gefeiert werden müsse, und fand darin die Unterstützung ihres Verlobten, der ohne weiteres die Notwendigkeit einsah, schon von dem Standpunkte einer weisen Politik betrachtet.

Frau van Bergen aber kam diese Frage sehr ungelegen, denn die Hochzeit daheim bedeutete für sie die sehr unbequeme Unterbrechung ihrer römischen Saison gerade zu dem Zeitpunkt, als sie festen Fuß in der Gesellschaft gefaßt und ihre eigenen Angelegenheiten ihr eine, wenn auch nur vorübergehende Abwesenheit nicht wünschenswert machten. Denn sie schwankte doch noch sehr, ob sie den Marchese Scarpadoro ermutigen sollte oder nicht. Er war ihr sympathisch und flößte ihr Respekt ein, aber — war es weise, in derselben Stadt mit ihrer Tochter um die gesellschaftliche Stellung konkurrieren zu wollen? Die Fürstin Rocca de' Serpi würde immer den Vortritt vor ihr haben, und das war eine harte Nuß für ihre Eitelkeit. Als Witwe stand sie außerhalb des geschlossenen Kreises der römischen Aristokratie und wurde darin als Gast geduldet — das war etwas ganz anderes.

Doch wenn man zu ihnen einmal gehört, muß man mit den Wölfen auch heulen; außerhalb des Rudels darf man sich seine eigene Tonart wählen und gilt damit noch für originell. Wegen der Hochzeit mußte Frau van Bergen sich also fügen, aber sie tat es unter Entfaltung der denkbar schlechtesten Laune, die allen Egoisten ja jederzeit zur Verfügung steht. Und diese Laune wurde nicht verbessert durch einen kleinen, kurzen, aber entscheidenden Waffengang mit dem Principe.

Sie hatten das Datum der Hochzeit festgesetzt in einer der notwendig gewordenen Unterredungen, die sie seit der Verlobung ihrer Tochter nicht mehr suchte, sondern geflissentlich vermied.

„Nun, ich werde sicherlich nicht einen Tag länger in Deutschland bleiben, als ich muß,“ bemerkte sie, nachdem der Zweck der Besprechung erledigt war. „Es kann alles hier stehen und liegen bleiben, wie es ist, bis ich nach Rom zurückkehre.“

„Über Ihre Bewegungen habe ich keinen Einfluß und will ihn mir auch nicht anmaßen,“ erwiderte er liebenswürdig. „Ich würde Ihnen aber verbunden sein, wenn Sie das Appartamento Medici bei Ihrer Abreise räumten.“

„Warum?“ fuhr sie auf.

„Weil ich es erstens brauche und darum nicht mehr zu vermieten gedenke. Sie werden begreifen, daß ich als verheirateter Mann öfter Hausbesuch haben werde und besonders bevorzugte Gäste wie zu meines Vaters Zeiten in diesen Räumen unterzubringen wünsche.“

„Und zweitens?“ forschte sie scharf.

„Wie beliebt?“

„Sie sagten ‚erstens‘, folglich kommt auch noch ein ‚zweitens‘ nach.“

„Sie haben ganz recht, Signora — wie immer recht,“ entgegnete der Principe noch weit liebenswürdiger. „Zweitens also — da Sie es zu hören wünschen — zweitens will ich unter keinen Umständen meine Schwiegermutter als Mieterin unter meinem Dache haben. Als lieber und geehrter Gast — ah, das ist etwas anderes. Aber dauernd und meinem Verwalter zur Zinszahlung verpflichtet — Sie werden begreifen, Signora — nicht wahr?“

Frau van Bergen begriff zwar nicht, aber sie wußte, woran sie war. „Schön,“ sagte sie anscheinend gleichgültig. „Nur möchte ich bemerken, daß mein Vertrag noch nicht abgelaufen sein wird, wenn die Hochzeit stattgefunden hat. Soviel ich in Erfahrung gebracht habe, handelt man hier wie anderwärts nach dem Grundsatz, daß der Mensch auch genießen will, was er bezahlt hat.“

„Aber meine teure Signora,“ rief der Principe immer liebenswürdiger werdend, „wir sind doch jetzt nicht mehr Fremde, sondern quasi Verwandte, unter denen sich solche Dinge nicht durch den Advokaten, sondern durch freundschaftliche Übereinkunft erledigen lassen. Da ich die vertragbrechende Partei bin, so wird mein Verwalter Ihnen die Summe für die nichtbenützte Zeit zurückhändigen — meinetwegen auch eine Buße, die Sie mit ihm verabreden können — und die Angelegenheit ist in aller Güte erledigt.“

„Natürlich — das ist ja wunderbar einfach,“ gab Frau van Bergen mit einem kurzen, harten Lachen zu. „Im übrigen werde ich Ihre Gastfreundschaft nicht in Anspruch zu nehmen brauchen, da ich mir eine andere Wohnung mieten werde. Es gibt ja hier so viele Paläste, die sich ausbieten, oder — wünschen Sie meine Gegenwart in Rom überhaupt nicht?“

„Ich erinnere mich nicht, Ihnen Veranlassung zu dieser Frage gegeben zu haben, Signora,“ erwiderte der Principe lächelnd. „Ich weiß genau, wo meine Rechte endigen, und würde auch um die Welt nicht die Wünsche meines Vetters Scarpadoro kreuzen wollen, schon weil sie mir den Vorzug einer doppelten innigen Beziehung zu Ihnen versprechen.“

Und so räumte Frau van Bergen das Appartamento Medici wie etwas ganz Selbstverständliches, als sie mit Ave nach der Heimat abreiste, und da alle Welt das für „korrekt“ erklärte, so nahm sie die Zustimmung als einen Tribut für ihren Takt und ihre Weisheit entgegen, und ihre verletzte Eitelkeit machte aus der Not nicht nur eine Tugend, sondern sonnte sich auch noch darin.

So geht's zu.

Die Hochzeit der Erbin von Hinrich van Bergen op Zoom war ein Ereignis, das den deutschen und italienischen Zeitungen wochenlang die Spalten füllte, die wiederum von den Journalen anderer Länder nachgedruckt wurden und bis ins dunkelste Afrika drangen. Das war ein Futter für die Mägen des lieben Publikums, eine Beute für die Redaktionen: die Abbildungen des Palazzo Domiziani von allen Seiten, des Castello Rocca del Serpe, der Villen, des einfachen, aber geräumigen Vaterhauses der Braut, der Minen und Verwaltungsgebäude — das alles füllte und interessierte das Publikum brennend, von den Porträten des Brautpaares und ihrer ganzen Sippe ganz zu schweigen. Sie sahen zwar alle darauf aus wie nahe Verwandte eines Negerfürsten, aber das geht allen in Tageszeitungen Abgebildeten ebenso und stört die Phantasie nicht wesentlich.

Daß die Schwestern des Bräutigams mit ihren

Gatten und etliche römische Verwandte — darunter der Marchese Scarpadoro — die Winterreise nach Deutschlands Norden nicht gescheut hatten, um die Hochzeit durch ihre Personen, Titel, Toiletten und Diamanten zu verherrlichen, war ein besonderer Anziehungspunkt und gab dem Familienfest einen Glanz, der sogar noch auf den großartigen Fackelzug fiel, den die Bergleute den Neuvermählten brachten.

Inmitten aller dieser Pracht und Herrlichkeit bewegte sich Scholastika Müller in einem neuen schwarzseidenen Kleide wie der Spatz unter Pfauen und weißen Tauben, übervoll das Herz, und der Mund darum eben ungeschminkt und drastisch ihre Meinung gegen jeden aussprechend, der sie hören und nicht hören wollte; eine immer groteske Figur, von oben herab angesehen und behandelt von den deutschen Gästen. Die Italiener aber, die eine viel größere Rücksicht und Verehrung für die alten, wenn auch noch so bescheidenen Freundinnen ihrer Familien haben und mit rührender Zärtlichkeit an ihnen hängen, zeichneten die alte Dame, die mütterliche Freundin der Fürstin Rocca de' Serpi, durch besondere Höflichkeiten und Aufmerksamkeiten aus und fanden die Anwesenheit der bescheidenen Erscheinung ganz natürlich und am Platze. Sie wären sehr erstaunt gewesen, hätten sie gewußt, daß Frau van Bergen sich mit Händen und Füßen gegen die Einladung der „alten Vogelscheuche" gesträubt hatte. Aber Ave war fest geblieben, und es rührte sie tief, daß der Principe ihrem geliebten Schums ein reich mit Diamanten besetztes Medaillon mit ihrem, Aves, auf Elfenbein gemalten, wunderschönen Miniaturbildnis als Andenken an die Hochzeit schenkte.

Scholastika Müller, zu deren Charaktereigentümlichkeiten es gehörte, daß sie Geschenke — mit Aus-

nahme von Büchern — mehr oder minder höflich ablehnte, freute sich wie ein Kind über diese zarte Aufmerksamkeit.

„Auf Ihre Diamanten hätte ich gepfiffen, Altezza,“ erklärte sie feierlich mit feuchten Augen, „aber da sie dies liebe Bild einrahmen und schmücken, nehme ich sie gerne an und danke Ihnen von Herzen für die sinnige Aufmerksamkeit. Tragen werde ich das Medaillon nicht, denn es würde mich kleiden wie eine Kuh der persische Sonnenorden, aber ich werd's mir einrahmen lassen und immer anschauen, da Sie mir das Kind ja genommen haben.“

„Ich habe Ihnen im Palazzo Domiziani neben den Zimmern von Donna Lucrezia eine Wohnung bestimmt und herrichten lassen,“ erwiderte der Principe. „Ich hoffe, Sie werden oft davon Gebrauch machen, besonders da Sie ja schon mit meiner Tante Freundschaft geschlossen haben.“

„Das sind erst die richtigen, echten Diamanten, die Sie mir schenken, Altezza,“ sagte Scholastika Müller mit überströmendem Herzen, indem sie dem Principe ihre Hand reichte. „Ja, ich werde gern kommen — sehr gern. Aber das sage ich Ihnen,“ setzte sie energisch hinzu, „wenn Sie mir das Kind nicht gut behandeln, dann kratz' ich Ihnen die Augen aus!“

„Va bene,“ sagte der Principe lachend, indem er Ave tief in die Augen sah. Sie stand neben ihm im weißen Kleide, im Myrtenkranz und Brautschleier von uralten venezianischen Spitzen, dem Geschenk Donna Lucrezias, wie eine Märchenprinzessin anzuschauen, und er dachte bei sich mit vollster Überzeugung, daß es unmöglich sei, dieser süßen Braut auch nur mit einem Gedanken wehe zu tun.

* * *

Die Heimführung der jungen Fürstin von Rocca de' Serpi geschah mit all dem Pomp und der Feierlichkeit, die ein Herkommen im Hause Domiziani war und die in ihrem Wesen so schlichte, reiche Erbin mehr befangen als stolz machte. Es war mehr eine natürliche Würde und Anpassungsgabe, die sie ihren ausgezeichneten Platz mit scheinbarer Leichtigkeit einnehmen ließ, als der Gedanke an ihre nunmehrige hervorragende Stellung. Daß diese ihr nicht zu Kopfe stieg, sondern von ihr als etwas ganz Natürliches aufgefaßt und angenommen wurde, hatte ihr die neuen Verwandten schon bei der Hochzeit geneigt gemacht und ihr die Beurteilung, daß sie viel besser zur Fürstin passe als ihre Mutter, eingetragen. Man war über die neue Vertreterin der Rocca de' Serpi auf römischem Boden ganz beruhigt und voll einstimmigsten Lobes; es war nichts von der Überhebung einer amerikanischen Milliardärin in ihr, sie betrat den heißen Boden einer römischen Patrizierin mit der Selbstverständlichkeit, die in dem hohen Range keinen Grund zum Hochmut, sondern nur zur Erfüllung neuer Pflichten sieht, geschmückt mit der Krone ihrer jungfräulichen Reinheit und Kindlichkeit.

Dem feierlichen Empfange folgte die Übergabe der Schlüssel durch Donna Lucrezia, die als erste der neuen Fürstin huldigte und sie selbst durch den ganzen Palast zur Ergreifung ihres Besitzrechtes als Herrin führte, begleitet von dem Principe, dem Majordomo, dem Verwalter des Seniorates und der Beschließerin.

Und dabei ereignete sich etwas Seltsames.

Der kleine Zug hatte aus der an die offiziellen Empfangsräume anstoßenden, nach langer Zeit wieder geöffneten, reich ausgestatteten Zimmerflucht der „re-



gierenden Fürstin,“ der stanze della Principessa, die dem Appartamento Medici gegenüberliegende Loggia durchschritten, in welche die Wohnung des Kardinals mündete, um auf diesem bequemeren Wege den aus dem Mittelalter stammenden Flügel zu erreichen. Der Principe erklärte seiner jungen Frau, daß diesen Flügel noch sein Urgroßvater bewohnt habe, der die Aussicht auf den Tiber mit der Engelsburg am jenseitigen Ufer dem von Häusern eingeschlossenen sogenannten neuen, dem Renaissancebau, vorzog. Später, als — als Witwer, sei er freilich nach den Zimmern übergesiedelt, die er, der Principe, selbst jetzt bewohne, aber das alte Haus, Castello genannt, sei so eingerichtet geblieben wie zu Urgroßvaters Zeiten.

Diese Einrichtung fand Ave als ein dem Bedürfnis der Bequemlichkeit entsprechendes Gemisch von Stilen, in denen das mit antikisierenden Beschlägen verzierte, anmutige Empire eine herrschende Rolle spielte, hier und da zwar stillos, aber doch die Gemütlichkeit erhöhend, unterbrochen durch ein Renaissance- oder Barockmöbel, reich eingelegt, geräumig, malerisch. Die Wände waren meist mit Holztäfelung bedeckt und mit wenigen, fast schwarz nachgedunkelten Porträten und kostbaren farbigen englischen Kupferstichen geschmückt. Riesenhafte Kamine mit monumentalen Marmormänteln und dunklen, glutlosen Feuerschlünden ließen erst zum Bewußtsein kommen, wie kalt diese dem Fluß zugekehrten Räume jetzt waren, und selbst die jetzt offenen, kleinscheibigen Fenster hatten noch bei weitem nicht die Moderluft der düsteren Räume herauslocken können.

„Mein Urgroßvater hat, als er den sogenannten neuen Palast bezog, diese Zimmer verschließen lassen und nicht erlaubt, daß jemand anders sie bewohnte,“

erklärte der Principe, der es bemerkte, wie Ave fröstelte und sich dichter in ihren Pelz hüllte. „Es durfte kein Möbel entfernt werden, kein Bild den Platz wechseln. Mein Großvater und mein Vater haben diesen Wunsch des seiner Gattin auf so jähe und geheimnisvolle Weise Beraubten geachtet, wie ich ihn wohl auch achten werde, trotzdem ich der Ansicht bin, daß eine solche, für unsere Zeiten etwas zu sentimentale Pietät einmal ein Ende haben muß. Die Zimmer werden nur einmal geöffnet, wenn eine neue Fürstin Rocca de' Serpi im Palazzo Domiziani einzieht, damit sie auch hier als Hausfrau eingeführt wird, und dann wieder abgeschlossen. Sie haben durch hundert Jahre diesen Zustand vermöge der Solidität des Baues ausgehalten, aber ich meine, es wäre nun Zeit, dem endlichen, unausbleiblichen Ruin entgegenzuwirken und die Räume wenigstens als Fremdenzimmer nutzbar zu machen. — Was meinst du, Tantchen?"

Donna Lucrezia schüttelte lächelnd ihren weißen Kopf.

„Oh, sie werden es selbst verbieten, Nelio," erwiderte sie leise.

„Selbst verbieten?" fragte Ave erstaunt.

„Die Geister," murmelte der Majordomo, und die Beschließerin bekreuzte sich.

„Unsinn!" rief der Principe ärgerlich. „Im zwanzigsten Jahrhundert haben die Geister keine Zeit mehr zu solchen Scherzen. Ich möchte auch bloß wissen, wessen Geister hier umgehen sollten. Etwa mein Urgroßvater, der drüben in seinem Bette starb?"

„Und Hochdero Frau Urgroßmutter — zu Befehl, Altezza," meldete die Beschließerin mit einem Knicks.

„Ach, sie starb an einem unbekannten Ort, in einem unbekannten Lande, die Arme," murmelte Donna Lucrezia mitleidsvoll.

„Für die Geister gibt es keine Fernen, Ihnen zu dienen, Monna Lucrezia,“ meinte die Beschließerin hartnäckig.

„Himmel, was seid ihr für ein abergläubisches Volk!“ rief der Principe lachend. „Hast du sie gesehen, Rita?“

„Nicht ich — Gott sei's gedankt, Altezza; aber meine Mutter selig, die vor mir Beschließerin hier war,“ erwiderte die alte Dienerin ohne Zögern. „Sie hat mir's oft erzählt, denn sie war eine von denen, Eccellenza zu dienen, die Dinge sah, die anderen verborgen bleiben. Es ist eine Gnade von Gott, es kann niemand dafür. Man hatte ein Fenster übersehen zu schließen, als Ihre Durchlaucht, Eurer Altezza Mutter, als Herrin im Palazzo Domiziani eingezogen und diese Zimmer besichtigt hatte, wie es sich gehört. Meine Mutter sah das offene Fenster am Abend erst vom Tiber aus und ließ sich die Schlüssel geben, um es noch zu schließen, ehe es vollends Nacht wurde. Und da hat sie die Principessa Lucrezia dort in dem Schlafzimmer stehen sehen in einem weißen, goldgestickten Atlaskleide, mit ganz kurzer Taille und kurzen Puffärmeln, ein Diadem auf dem Kopfe, das wie ein Kranz geformt war, ein Kranz von Lorbeerblättern, und auf der Brust hing ihr an goldener Kette ein großer grüner Stein. Und um sie war ein bläulicher Schein wie ein bengalisches Licht. So hat meine Mutter selig sie gesehen — und sich nicht gefürchtet.“

„Es ist die Möglichkeit!“ rief der Principe. „Wenn man aber bedenkt, daß das Bild meiner Urgroßmutter, von Goya gemalt, drüben in den Empfangsräumen in dem gleichen Anzug hängt, so —“

„Nelio,“ unterbrach ihn Donna Lucrezia sichtlich erregt, „du irrst. Meine Großmutter trägt auf diesem Bilde ein rotes Samtkleid mit Silberstickerei und in

den Haaren eine kronenartige Tiara, die auch deine Mutter noch getragen hat, und die Ave sicherlich prächtig kleiden wird, und um den Hals die Familienperlen. Keinen grünen Stein, den — den Smaragd, der mit ihr verloren ging. — Deine Mutter hat mir übrigens nie von dieser Erscheinung erzählt, Rita."

„Sie war keine Schwätzerin, Eccellenza zu dienen," entgegnete die Beschließerin ernsthaft. „Sie sprach überhaupt nicht gern von ihrer Gabe, das Unsichtbare zu sehen. Nur mit mir redete sie manchmal davon, und vielleicht tat ich unrecht, es jetzt zu erzählen. Aber was wollen Sie, Monna Lucrezia? Die Leute in der Nachbarschaft wissen alle, daß die Geister hier umgehen. Der Vater erzählt's seinem Sohn, die Mutter ihrer Tochter, und so geht es fort von Generation zu Generation, und es gibt einen alten, sehr alten Mann hier, der es immer sagt, kein Mensch hätte es geglaubt, daß die Frau Fürstin den Palast verlassen hätte. Man sagt —"

„Natürlich, die Nachbarn müssen es ja besser wissen als die Familie selbst," unterbrach der Principe die Erzählung. „Ich finde, es ist zu kalt hier, um zu hören, was die Nachbarn alles sagen und glauben. Kehren wir lieber um — Ave wird zufrieden sein mit ihrer Besitzergreifung, auch ohne den Rest gesehen zu haben. — Oh, es ist nur noch das Schlafzimmer. — Dorthin willst du auch noch? — Va bene, sehen wir auch das noch, und dann machen wir, daß wir aus dieser eisigen Luft herauskommen."

Das Schlafzimmer mit seinem großen Doppelbett, umhüllt von grünseidenen, goldbefransten Vorhängen, seinem reizenden, bohnenförmigen Empiretoilettentisch, seinem zierlichen Diwan, seinen Lehnstühlen, seinem von drei goldbronzenen Sphinxen getragenen runden Tisch,

seinen hochbeinigen Kommoden und seiner „Psyche“ war aber ein so reizender Raum, daß man schließlich nicht nur einen Blick hineinwarf, sondern ihn eingehender besichtigte, wobei der Majordomo einen nur durch ein Oberfensterchen erleuchteten Alkoven öffnete, um darin der Tür gegenüber zwischen den riesigen Garderobeschränken eine Truhe sehen zu lassen, die auch ein besseres Schicksal verdient hätte, als sich hier nur für den Fall zu zeigen, daß eine neue Fürstin von Rocca de' Serpi Besitz vom Palazzo Domiziani ergriff. Sie mochte aus dem Quattrocento stammen, war nahezu zwei Meter lang und etwa halb so breit und ruhte, nach unten sich etwas verjüngend, von Ebenholz gefertigt und mit Elfenbein und Silber inkrustiert, auf vier sitzenden vergoldeten Löwen von Bronze. Der Deckel war am Rande leicht gewölbt und geschuppt, oben aber abgeflacht und dieser flache Streifen besonders reich eingelegt; schöngearbeitete Griffe von vergoldeter Bronze waren an den Schmalseiten angebracht.

Es war ein Prachtstück, aber Ave hatte eigentlich recht, als sie davor hintretend die Bemerkung machte, die Truhe sähe wie ein Paradesarg aus, wenn nicht die drei bronzenen, vergoldeten Schlösser daran wären.

„Es ist eine Brauttruhe,“ sagte Donna Lucrezia. — „Man sollte sie wirklich hinüberschaffen lassen, Nelio, denn es ist schade, sie hier zu verbergen. Sie gehörte zur Mitgift der Clarice Medici, die deinen Ahnherrn heiratete, und enthielt ihre Garderobe und Juwelen.“

„Nun, dann gehört die Truhe wirklich unter die Erbstücke in den Empfangsräumen,“ meinte der Principe zustimmend. „Ich habe sie noch nie gesehen, nie von ihr etwas gehört. Als ich bei meinem Regierungsantritt diese Zimmer betrat, muß ich sie über-

sehen haben, falls der Alkoven damals überhaupt geöffnet wurde, woran ich zweifeln möchte. Aber ich machte ja damals, daß ich so schnell als möglich wieder hier herauskam.“

„Kann man die Truhe inwendig sehen?“ fragte Ave interessiert. „Meist sind diese Brautkisten auch da sehr schön ausgestattet, bemalt oder mit Stoff ausgeschlagen und mit Seitenfächern versehen. Wir, das heißt Fräulein Müller und ich, sahen viele solcher auf unseren Wanderungen bei Antiquaren und in den Ausstellungen der Auktionssalone an der Piazza Poli.“

„Nun, dann machen wir sie auf. Sie wird ja wohl leer sein wie diese Garderobeschränke,“ sagte der Principe zu dem Majordomo, der den Beutel mit den Schlüsseln trug.

„Altezza, die Schlüssel zu dieser Truhe hängen an dem Privatschlüsselringe des seligen Fürsten, Ihres Urgroßvaters, und Altezza selbst verwahren sie,“ erwiderte der Mann, der sein Erbamt auch mit dem vollen Bewußtsein seiner Wichtigkeit trug.

„Nun, so holen Sie den Schlüsselring, lieber Sebastiano — hier ist der Schlüssel zu dem Schrank in meinem Arbeitszimmer,“ entgegnete der Principe. „Da wir nun einmal hier sind, so können wir gleich nachsehen, ob die Truhe etwas enthält, ehe sie hinübergeschafft wird. — Aber,“ setzte er lachend hinzu, „wir müssen schon Geduld haben, denn der Weg ist weit, und Sebastiano ist auch nicht mehr zwanzig Jahre alt.“

„Ich kann über die kleine Treppe von der Loggia aus hinauf und werde nicht lange weg sein, Altezza,“ versicherte der Majordomo mit sichtlichem Stolz über das ihm erwiesene Vertrauen und verschwand eiligst.

„Es hat eigentlich etwas ganz Feierliches, dieses Öffnen so lang verschlossen gewesener Zimmer und Möbel," meinte Ave. „Wer weiß, was in der Truhe ist!"

„Aha, also doch die schauernde Neugier vor der Blaubartskammer!" neckte der Principe seine junge Frau.

„Wenn du das glaubst, Nelio, dann will ich dem Öffnen der Truhe nicht beiwohnen," versicherte Ave rasch. „Ich kann einstweilen fortgehen, denn ich werde sie ja sehen, wenn sie erst drüben steht."

„Bewahre! Aufgemacht muß sie ja doch werden, anima mia, und dabei darfst du nicht fehlen, denn es war dein Gedanke. Ohne dich wären wir wahrscheinlich alle ebenso achtlos vor dem Alkoven umgedreht, wie ich es seinerzeit tat. Fräulein Müller hat dich in einer guten Schule gehabt und dir den Blick für wirkliche Antiquitäten anerzogen."

„Das hat sie," erwiderte Ave warm. „Sie versteht viel davon und liebt diese Zeugen vergangener Tage, von denen sie sich ganze lange Geschichten erzählen läßt. Wirklich, für sie sind diese Dinge lebendig; jeder Fetzen eines alten Stoffes enthält für sie die Geschichte eines Menschenschicksals."

„Das ist eine seltene Gabe," fiel Donna Lucrezia ein. „Sie zeugt von einer reichen Phantasie. Solche Menschen sind nie einsam, langweilen sich nie. Ich habe sie gern, deinen originellen Schums, mein Liebling."

„Oh, es war zehn gegen eins zu wetten, daß du und sie harmonieren würdet — trotz der Verschiedenheit eurer Lebensstellung und eures Äußeren," rief Ave glücklich.

„Ich mag sie auch gern leiden," erklärte der Prin-

cipe. „Sie ist in der Tat originell und erfrischend in ihrer unverblümten Ausdrucksweise. Du konntest keine bessere Vorbereitung für den Palazzo Domiziani finden als durch sie. Die meisten Fremden verstehen unsere verblichenen und erloschenen Farben nicht. Für deine Mutter zum Beispiel sind unsere Altertümer einfach Plunder, nichts weiter," schloß er, der Gleichgültigkeit Frau van Bergens angesichts der Dinge, die er ihr als besonders interessant gezeigt, gedenkend. Und dabei hatte er nicht einmal ihren Blick und ihre Verachtung gesehen ob der zerschlissenen Möbelüberzüge und des Perserteppichs im Papstzimmer, von den Domiziani wie ein Heiligtum gehütet.

Ave antwortete nicht darauf, aber sie entsann sich wohl der hohnvollen Bemerkungen ihrer Mutter über das „Gelump", wenn die Bitterkeit darüber, daß nicht sie die Herrin des „Plunders" geworden, sich Luft machen mußte.

Der Majordomo erschien wirklich in kürzester Frist mit dem soliden Bronzeringe, an dem die Schlüssel zu den Möbeln der verlassenen Wohnung hingen. Drei Schlüssel, jeder anders gearbeitet, waren mit einem Täfelchen und mit der Aufschrift „Medicitruhe", „rechts", „links" und „Mitte" bezeichnet. Schwer vergoldet und mit kunstvoll gearbeiteten Griffen zeugten sie für die Solidität, mit der damals Schlösser gefertigt wurden, und für den künstlerischen Geist, der sich selbst in diesen Dingen offenbarte.

Sie schlossen die drei Schlösser der Truhe zwar nicht ganz leicht, aber doch mit verhältnismäßig geringer Kraftanwendung auf, hingegen aber lag der Deckel so fest, als ob er angeleimt worden sei, und der Principe, Sebastiano und der Verwalter mußten an-

fassen und mit aller Gewalt am unteren, etwas überstehenden Rande drücken, bis er mit einem Krach nachgab, sich heben und zurücklehnen ließ.

Zwölf Augen richteten sich erwartungsvoll auf den etwaigen Inhalt, um sich im nächsten Augenblicke gegenseitig entsetzt anzusehen, während die sechs Personen fast gleichzeitig zurückwichen.

In der mit goldgelbem Damast ausgeschlagenen Truhe lag ausgestreckt die Gestalt einer Frau im weißen, goldgestickten Atlaskleide, in dem schwarzen Gelock ein erblindetes Diadem von Diamanten in der Form einer antiken Lorbeerkrone, von der ein goldgestickter Tüllschleier herabhing, der über das Gesicht gezogen war. Die linke Hand der Leiche krallte sich um den Griff eines Dolches, der ihr Herz durchbohrt hatte, die rechte hatte sich um einen Gegenstand geballt, der an einer goldenen Kette um ihren Hals hing.

Minutenlang standen die sechs Personen schweigend, mit entsetzten Augen vor der unerwarteten, grauenvollen Enthüllung eines Rätsels, welches das Haus Domiziani seit hundert Jahren vergeblich zu lösen gesucht — man konnte in der Stille beinahe die Herzen schlagen hören.

„Meine Großmutter!“ kam es endlich fast geisterhaft leise von den Lippen Donna Lucrezias. „Nelio — meine Großmutter! Ist — ist sie in die Truhe gefallen, und hat der Deckel sich über ihr geschlossen? Das ist ja schon vorgekommen. Oder —“

Der Principe trat als erster wieder vor die Truhe hin. Er sah jetzt deutlich, was er im ersten Augenblick der Überraschung kaum in sich aufgenommen — den Dolch in der Brust der geschmückten Frau. Sie war nicht verwest, nur eingetrocknet, ihre Züge waren noch

deutlich zu erkennen unter dem spinnwebdünnen Schleier — schöne, stolze, scharfgezeichnete Züge vom Typus der älteren Faustina. Ein herabhängender Fetzen des goldfarbenen Stoffes, mit dem die Truhe ausgeschlagen war, löste das Rätsel dieser wunderbaren Erhaltung: die Innenwände waren mit dünnen Bleiplatten ausgelegt. Im Deckel war ein Zettel von Pergament mit einer Nadel befestigt, dessen mit festen, klaren Zügen geschriebenen Inhalt zu lesen der Principe sich herabbeugte.

„Ja, es ist meine Urgroßmutter," sagte er heiser. „Und hier ist ihr Epitaph: ‚Ich, Scipio Domiziani, Fürst von Rocca de' Serpi, habe kraft meiner Jurisdiktion über Leben und Tod meiner Untertanen diese Frau, die meine Gattin und die Mutter meiner Kinder war, Lucrezia, aus dem Hause der Herzoge von Torre d'Astura verurteilt und gerichtet, weil sie die Ehre meines Hauses vergessen und besudelt hat. — Rom, im Hause meiner Väter, am 13. März 1806.'"

„Gott sei ihrer armen Seele gnädig!" schluchzte Donna Lucrezia auf, indem sie in die Knie sank, und Ave kniete neben ihr nieder, legte ihre Arme um die bebenden Schultern der alten Dame und beugte ihren jungen, blonden Kopf über den ehrwürdigen weißen, denn — sie wußte nicht warum — aber sie konnte und wollte ihren Gatten nicht ansehen, der den Blick starr auf seine junge Frau geheftet hatte.

„So hat meine Mutter sie gesehen — so hat meine Mutter sie gesehen!" murmelte die Beschließerin, die leise näher getreten war und scheu in die Truhe blickte. „Die arme Seele verlangt ein christliches Begräbnis für ihren Leib, darum hat sie keine Ruhe gefunden. — Seht, seht, Herr! Durch die Finger der rechten Hand schimmert der grüne Stein!"

Der Principe riß den Blick von seiner Gattin los, wandte sich um und beugte sich herab. Mühelos löste er den Anhänger aus der Hand, die im Tode den Schmuck gepackt, aber ihre Starrheit längst verloren hatte; er hakte die Kette auf und zog sie vorsichtig unter dem zurückgeworfenen Kopfe hervor.

„Der Smaragd des Honorius," sagte er laut. „Durch dich, Ave, ist der Smaragd des Honorius wiedergefunden worden!"

Es lag wie ein bläulicher Nebel über dem wunderbaren Stein, der im Geschmack der Empirezeit in einem Anhänger von Diamanten, durch die ein Band von kleinen Rubinen zog, gefaßt war — ein fleckenloser orientalischer Smaragd, oval geformt, von nahezu drei Zentimeter Durchmesser, auf dessen Fläche mit künstlerischer Vollendung der bärtige Kopf des Kaisers Honorius herausgeschliffen war — die Brautgabe des Herrschers an Maria, seine Gemahlin, die Tochter des Königs Stilicho und der Königin Serena, vor nahezu fünfzehnhundert Jahren ihr verehrt und mit ihr ins Grab gelegt*)!

„Hundert Jahre war er uns verloren — nun soll er wieder eine Fürstin von Rocca de' Serpi schmücken," fuhr der Principe fort. Seine Augen leuchteten — er schien das Grausige des Fundes in der Brauttruhe der Medici ganz vergessen zu haben.

„Gott soll mich bewahren! — Würdest du dich mit einem Leichenraube behängen, Tante Lucrezia?" fragte Ave schaudernd.

Der Verwalter, der, die Principessa falsch ver-

*) Ich glaube, diesen Smaragd gesehen zu haben. Er war im Winter 1911 „im Auftrage" zum Verkauf bei einem römischen Antiquar ausgestellt. Anm. d. Verf.

stehend, der Meinung war, daß ihre Ablehnung sich auf die Großmutter Donna Lucrezias bezog, ergriff nun das Wort.

„Das ist kein Raub, Altezza,“ sagte er mit Überzeugung. „Der Schmuck mußte mit der hohen Dame verschwinden, wenn die Tat verborgen bleiben sollte. Es war eine notwendige Folge derselben. Der Fürst wußte, daß seine Jurisdiktion längst nicht mehr bestand — es war ein Schatten, an dem er zähe hing, der ihm die Rechtfertigung dieser Tat vor sich selber sein mußte, die zu verbergen ihn das Gesetz zwang. Nehmen Sie ruhig der Leiche den Schmuck ab, den sie noch trägt, das Diadem, die Armbänder, den juwelenbesetzten Gürtel — er ist nicht aus Pietät ihr gelassen worden, sondern aus Berechnung, aus Furcht vor Entdeckung. Und dann lassen Sie mich die Behörden verständigen, damit in aller Stille der Körper nach der Familiengruft in Rocca del Serpe gebracht werden kann. Das — das Verbrechen ist längst verjährt — Sie werden keine Schwierigkeiten mehr haben. Wir alle hier aber sind Zeugen, die dem Hause Domiziani treu ergeben seid. Wir werden reinen Mund halten, damit in der Öffentlichkeit kein unnützer Staub aufgewirbelt wird. — Rita, Sebastiano — der Herr Principe kann sich auf euch verlassen — nicht wahr? — Wohl, ich habe es ohne eure Beteurung angenommen. — Nun lassen Sie uns den Deckel der Truhe vorläufig schließen, bis wir die traurigen Überreste einem geweihten Grabe zuführen können.“

Es war ein stiller Zug, der sich wieder nach dem bewohnten Flügel des Palastes zurückbewegte — der unerwartete Fund machte sie alle verstummen.

Als Donna Lucrezia sich ihren Gemächern zuwandte und stumm die Hände ihrer Verwandten drückte, zögerte sie doch, weiterzugehen.

„Nelio,“ flüsterte sie, „Nelio, hast du die Prophezeiung nicht vergessen?“

Der Principe warf einen kurzen, forschenden Blick auf das blasse Gesicht seiner Frau.

„Haben wir nicht genug, Tante?“ fragte er unsicher. „Laß uns doch nicht auch noch an weitere Ungereimtheiten denken.“

Damit zog er Aves Arm durch den seinen und führte sie in ihr Wohnzimmer, das er selbst für sie eingerichtet und persönlich mit allem ausgestattet hatte, was nur eine liebevolle Aufmerksamkeit ersinnen kann.

Dort legte er den Schmuck seiner Urgroßmutter, den er in sein Taschentuch eingewickelt hatte, auf einen Stuhl und schloß die weiße Gestalt der jungen Frau in seine Arme.

„Ave, meine Ave!“ flüsterte er ihr liebestrunken zu.

Eine Weile lag sie stumm in seinen Armen, dann hob sie das blasse Gesicht zu ihm empor. „Ich habe die Prophezeiung nicht vergessen, Nelio. Du hast sie mir erzählt, als wir uns drüben in der Loggia zum ersten Male sahen.“

„Ich hätte dir auch etwas Gescheiteres erzählen können, anima mia,“ erwiderte er zärtlich. „Es ist dummes Zeug — Humbug mit einem Worte. Vergiß es und — denke nur daran, daß ich dich liebe. — Ruhe jetzt ein wenig aus, Rose meines Lebens — zur Tafel hole ich dich hier ab. — Auf Wiedersehen!“

Als sie allein war, sank Ave in die Knie nieder und verbarg ihr junges Gesicht in den Händen.

„Vergessen, vergessen!“ schluchzte sie. „Vergessen, nachdem ich die ermordete Frau in der Truhe gesehen? Vergessen, wie er die Juwelen in das Taschentuch

band, die Juwelen, die ihn mehr aufregten als der ganze traurige, schreckliche Fund? Seinen Blick, als er den Zettel vorgelesen? Diesen Blick, der dem Mörder recht gab? Und diese Prophezeiung, über die ich so oft schon nachdenken mußte, daß eine Fürstin von Rocca de' Serpi dereinst den Smaragd des Honorius wiederfinden und danach durch einen Strom von Bitternissen, durch Feuer und Rauch gehen muß und zuletzt aus einem Schiffbruch am Strande der Insel der Seligkeit landen wird? — Und ich bin diese Fürstin von Rocca de' Serpi — ich!“

Zweites Buch.

Im Castello Rocca del Serpe.

„Ich kann dieses Leben nicht länger ertragen, Nelio. Laß uns ein Ende damit machen!“

Es war eine andere Ave, die diese Worte sprach, als jene, die vor vier Jahren, eine kaum erschlossene Blüte, kindergleich und kinderrein den Palazzo Domiziani als Herrin betrat.

„Ströme gingen über unsere Seele,“ singt der Psalmist im hundertvierundzwanzigsten Psalm. Aves reine Seele war in diesen vier Jahren durch solche „Ströme“ gegangen, durch den Strom von Bitternissen, von denen die Domizianische Prophezeiung sprach; freilich nicht, weil sie den Smaragd des Honorius wieder ans Licht gebracht, sondern weil es das Schicksal aller Fürstinnen von Rocca del Serpe war und sich vermutlich nicht nur in der einen, die hundert Jahre in der Brauttruhe der Medici gelegen, zur Tragödie verdichtet hatte.

Aus Aves süßer, wenn auch etwas herber Kindlich-



keit hatte sich die unbestrittene, wunderbare Schönheit der römischen Gesellschaft entwickelt, die den Fremden als der Stern jener exklusiven Kreise gezeigt wurde, denen es an schönen Frauen wahrlich nicht fehlt. Keine lächelnde Schönheit, aber auch keine kalte, kaltlassende, seelenlose, welche die Familienjuwelen der Domiziani zur Schau zu tragen hatte neben ihren eigenen und damit die „Pflichten“ ihres Ranges erschöpfte — nein, eine Persönlichkeit, an der ein Denkender nicht vorüberging, ohne in den ernsten, schönen, jungen Zügen und den großen, traurigen, aber seelenvollen Augen eine ungewöhnliche Bildung, ein tiefes Leid zu lesen.

Ave war zwar eine tieffühlende, aber keine leidenschaftliche Natur. Darum machte sich auch bei ihr nach außen nicht Luft, was ihre Seele drückte und ihr das Herz zerriß; nur ihr herzliches, frohes Lachen verstummte allmählich, und ihr Lächeln wurde seltener — es brach nur dann noch wie Sonne durch den Nebel, wenn sie den Armen und Elenden Hilfe und Trost zu spenden ging und ihre „Gabe wert machte durch liebliche Worte“.

Und was hatte sie verschuldet, um diesen Wandel herbeizuführen, wenn das Sprichwort „Jeder Mensch ist seines Glückes Schmied“ eine Wahrheit enthalten soll?

„Sie ist zu gleichmäßig, zu zurückhaltend, zu gut und zu edel,“ pflegte Donna Lucrezia seufzend zu sagen, wenn sie mit Scholastika Müller zusammen saß und die letztere im Bewußtsein ihres Unvermögens diese Frage mit Heftigkeit herausstieß.

Es war eine intime Freundschaft entstanden zwischen der Patrizierin und der ehemaligen Lehrerin, zwischen diesen zwei so ungleichen Persönlichkeiten und doch so gleich vornehmen Naturen.

„Nelio ist ein Domiziani, und welcher unter ihnen wäre je ein treuer Ehemann gewesen! Es liegt ihnen nicht im Blut. Ja vielleicht, wenn Ave ihm Szenen gemacht, ihm mit Überlegenheit imponiert hätte — aber ihr stolzes Schweigen hat ihn nur noch mehr gereizt. Ihrer Schönheit, ihrer Anmut und ihrer Liebenswürdigkeit gewohnt und sicher, hat er Abwechslung gewollt und — gefunden. Beständigkeit hat keinen Reiz für ihn, der selbst nicht beständig ist. Es reizt ihn nur, daß sie nicht klagt, nicht tobt und stürmt und droht. Hat sie mir jemals geklagt? Ihnen etwa? Nie! Wir beide wären ja auch dann machtlos gewesen, aber sie selbst hätte es vielleicht erleichtert. Sie ist nicht von dieser Art. Und ihre Mutter sieht und merkt nichts. Blind und ahnungslos flattert die Marchesa Scarpadoro von Ballsaal zu Ballsaal wie ein bunter Schmetterling. ‚Meine Tochter, die Principessa Rocca de' Serpi', ist ihr drittes Wort, damit die Leute sich wundern und ihr Komplimente machen, wie es möglich sei, daß solch eine reizende junge Mutter eine solch große, ernste Tochter haben könne."

„Freilich — d i e hätte der Principe heiraten sollen, dann wäre er nicht mehr zu Atem gekommen," brummte Scholastika Müller erbost, ohne zu ahnen, daß dieses Schicksal für den Herrn dieses Hauses eben nur an einem Haar gehangen hatte.

„Damit, liebe Freundin, sprechen Sie aus, was Ave verschuldet hat, wenn schon vernünftige Leute ihr daraus keine Schuld machen werden," erwiderte Donna Lucrezia seufzend.

Und doch hatte sie unrecht, denn die Schuldfrage auf beiden Seiten lag einfach darin, daß der Principe in die fremdartige blonde Schönheit Aves verliebt gewesen war, daß es seiner Eitelkeit geschmeichelt

hatte, sie zu erringen und zu besitzen samt ihrem Reichtum, daß er sie selbst, ihr innerstes Ich aber nie geliebt hatte, und daß Ave selbst ihre kindliche Backfischschwärmerei für den eleganten, vornehmen Römer für Liebe gehalten hatte in der Unerfahrenheit ihrer weltfremden Jugend. Und darum, nachdem sie das erkannt und weil sie den Stolz der Selbstachtung besaß, klagte sie nicht.

Es war alles noch ganz gut gegangen, bis das erste Kindchen kam, ein zartes, blondes Mädchen mit dunklen Augen, das schon nach wenigen Monaten starb. Die schwere Enttäuschung des Principe, daß dieses Kind kein Stammhalter war, hatte er nicht im mindesten verborgen, seine Gleichgültigkeit gegen das schuldlose kleine Geschöpf war so ausgesprochen, daß der jungen Mutter darüber die Augen aufgingen, und was sie noch nicht sahen, darüber öffnete er ihr den Blick durch brutale Vorwürfe, als ob es ihre Schuld gewesen wäre, daß das Kind kein Knabe war. Sie dankte Gott, daß er das arme kleine Mädchen wieder zu sich nahm, so tief hatte sie sich verletzt gefühlt.

Dann wurde ihr hinterbracht, was sie noch nicht gewußt: die Untreue ihres Gatten. Hinterbracht wurde es ihr mit der niederträchtigen Wonne der unausrottbaren Unheilstifter unter der Maske der Freundschaft und des sogenannten Wohlwollens, wie es eben so üblich ist. Aber sie schwieg dazu, und das machte den Principe um so sicherer; es reizte ihn, diese Frau zu provozieren, die seine Seitensprünge geflissentlich ignorierte, er wollte sie aus ihrer Ruhe herausbringen, um dann seiner Heftigkeit die Zügel schießen zu lassen. Es hätte ihn rasend gemacht, wenn der Skandal Nahrung bei ihr gefunden hätte; aber die böseste Zunge wußte nichts Ehrenrühriges gegen die Fürstin Rocca de' Serpi zu

sagen, und da sie so rein und fleckenlos dastand, fing er an, sie zu hassen, weil er selbst schuldbeladen war.

Und dieser Haß machte sich erst in kleinlichen Nadelstichen Luft. Er zwang sie, die Juwelen zu tragen, die hundert Jahre lang mit seiner gemordeten Urgroßmutter in der Brauttruhe der Medici gelegen. Es hatte ihr vor diesem Schmuck gegraut, und anfangs hatte er es dabei bewenden lassen, aber dann, um sie zu reizen, verlangte er, daß sie das Diadem und den Smaragd des Honorius bei einem großen Feste anlegte, und als sie ihn bat, davon abzustehen, da hob er die Hand gegen sie auf.

Nicht aus Feigheit, sondern um ihm selbst eine zweite solche Demütigung zu ersparen, gab sie nach, aber er wollte ihre Großmut nicht verstehen, sondern redete sich ein, daß sie nun erst ihren Herrn erkannt hätte.

„Was hinderte mich, diese Juwelen noch einmal für hundert Jahre in der Brauttruhe verschwinden zu lassen?“ raunte er ihr zu, als sie in dem Schmuck der Urgroßmutter vor ihm stand, schöner denn je.

„Diese Frage ist dir durch den Kopf gegangen, als du sie damals herausnahmst — ich habe sie in deinen Augen gelesen,“ erwiderte Ave, ihn furchtlos anblickend, mit vollster Ruhe.

„Das — das ist eine Antwort nach echter Frauenart,“ murmelte er, indem er sich abwandte.

Nicht sehr lange darauf kam die Katastrophe. Der Principe, der sonst kein Trinker in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes war, hatte in zweifelhaftester Gesellschaft eines Abends doch einmal zuviel Champagner getrunken und kam dabei auf den Gedanken, seine gleichfalls nicht mehr nüchterne Gesellschaft zu seiner Frau zu bringen.

Da floh denn auch Aves „leidende Geduld zum Himmel". Sie klingelte und ließ die lärmenden und kreischenden „Damen und Herren" einfach hinauswerfen, eine Arbeit, die die Diener mit anscheinend größter Freude schnell und effektvoll besorgten — trotz dem Gegenbefehl ihres Herrn, dessen Zustand ihnen ohne weiteres in die Augen sprang.

Dieses rasche, entschlossene Handeln hatte dem Principe wider Willen doch imponiert, und als sie allein waren, er und Ave, Auge in Auge, da begann er mit etwas schwerer Zunge: „Per bacco, Ave — du bist doch eine echte Fürstin Rocca de' Serpi! Das hätte ich dir nie im Leben zugetraut."

„Damit sind wir quitt," erwiderte sie am ganzen Leibe zitternd. „Denn auch ich hätte dem Fürsten Rocca de' Serpi nie zugetraut, daß er sich und die Schwelle seines Hauses jemals so vergessen könnte!"

Der kurzen Ernüchterung des Principe folgte nach diesen Worten, weil sie ihn trafen, die Besinnungslosigkeit und damit seine völlige Erniedrigung. Das Blut des Domitius Ahenobarbus und der Agrippina, das ihrem Sohn Nero zur weltgeschichtlichen, traurigen Unsterblichkeit verholfen, bewies nach zweitausend Jahren noch seine Unabhängigkeit von Kultur und Sitten, und was Nero seiner ihm würdigen Gemahlin Poppäa Sabina angetan, das wiederholte sich heute im Palazzo Domiziani. —

Das Resultat dieser furchtbaren Stunde war, daß der Erbe von Rocca de' Serpi zu früh und totgeboren zur Welt kam, und Ave an den Rand des Grabes gebracht wurde.

Von der Wahrheit über dieses traurige Ereignis sickerte genug in die Öffentlichkeit durch, um anständige Leute dem Principe die „kalte Schulter"

zeigen zu lassen. Es ist wahr — als er zur Besinnung gekommen war, schämte er sich, daß er sich so weit vergessen hatte, und hätten ihm Leute, auf die er etwas gab, nicht verraten, daß sie ihn verurteilten und verachteten, so hätte er wahrscheinlich versucht, wieder gutzumachen, woran er und er allein die Schuld trug, wie er es sich eingestand. Aber seine Verurteilung durch die Welt vertrug er nicht, sie schürte nur seinen Haß gegen Ave, besonders als ihre Jugend und Kraft den Tod besiegte und sie langsam zum Bewußtsein und zum Leben zurückkehrte.

Noch als jede Hoffnung fast vergeblich schien, trat Scholastika Müller eines Tages bei ihm ein.

„Ah — Sie kommen, mir die Augen auszukratzen, Signorina — nicht wahr?“ fragte er spöttisch, ehe sie noch den Mund aufgetan, denn er haßte sie auch, weil sie Ave liebte.

„Das hätte ich früher tun sollen, Altezza,“ sagte sie schlagfertig. „Jetzt hat's keinen Zweck mehr, es würde mir bloß die Hände schmutzig machen.“

„So? Nun, dann kommen Sie wohl, um mir zu sagen, daß Sie den Staub Roms von Ihren Schuhen schütteln wollen?“ erwiderte der Principe mit übertriebener Liebenswürdigkeit. „Um welche Stunde wünschen Sie, daß der Wagen für Sie vorfährt?“

Scholastika Müller machte einen grotesken Knicks. „Altezza sind gar zu aufmerksam,“ entgegnete sie im gleichen Ton. „Ich würde nie wagen, Ihr Fuhrwerk zu bemühen. Drunten auf der Piazza stehen Droschken. Die sind gut genug für mich. — Lassen Sie einen doch ausreden! Ich kam, um Ihnen zu sagen, daß ich Ihr Gast nicht mehr bin und eben meine Zimmer geräumt habe, weil Donna Lucrezia mir in ihrer eigenen Wohnung eine Stube angeboten hat. Es war ja voraus-

zusehen, daß Sie mich an die Luft setzen würden, wenn Sie hörten, daß Ave immer nur ruft: ‚Schums, bist du da? Schums, verlaß mich nicht!‘ Donna Lucrezias Gast werden Sie aber nicht 'rausschmeißen können, wenigstens nicht ohne Ihre Tante. Das wollte ich Ihnen bloß sagen und noch das: Schämen Sie sich in den Hals hinein! — Guten Morgen!“

Es war zwar Abend, als sie das sagte, aber Scholastika Müller wünschte den Leuten, auf die sie einen Zorn hatte, immer „guten Morgen“. Was sie damit ausdrücken wollte und umschrieb, sozusagen salonfähig machte, war mehr landläufig als aussprechbar.

Die Maßregel Donna Lucrezias traf den Principe tiefer, als es der schwerste Vorwurf von ihren Lippen getan hätte. Von ihr hätte er die härtesten Worte hingenommen. Aber sie schwieg. Nur ihre Augen sagten, was über ihre Lippen nicht kam.

Und er — ihr Nelio — floh vor diesen stummen Anklägern. Scholastika Müller war ganz sicher bei Donna Lucrezia und damit auch am Krankenlager Aves. So weit ging kein Domiziani, daß er eine geliebte Tante gekränkt hätte. Ihre Frauen zu martern und zu „richten“, war nichts, Schwestern und Brüder hätten sie ohne Bedenken von Haus und Hof getrieben, aber ein Onkel und besonders eine Tante waren unangreifbare Heiligtümer. Es ist sonderbar, aber es ist so.

Nelio de' Serpis Schwestern kamen nicht, ihre kranke Schwägerin zu besuchen, damit sie dem sonst unvermeidlichen Bruch mit ihrem Bruder auswichen. Die Marchese Scarpadoro fuhr zweimal täglich vor, aber sie war froh, das Krankenzimmer ihres Kindes nicht betreten zu müssen, da es Gott sei Dank verboten war, sie auch „viel zu weichherzig war, um Leidende sehen

zu können" — und weil sie Angst vor dem Principe hatte. Der Marchese war nämlich empört und wollte nichts mehr von seinem Vetter wissen, und überhaupt hatte der Principe eine Art ihr gegenüber — — — es war entschieden weiser, ihm aus dem Wege zu gehen. Und was das ärgste war: während Ave in Gefahr schwebte, durfte die arme Mutter anstandshalber und weil der Marchese ein sehr entschiedenes Veto eingelegt hatte, keine Gesellschaft besuchen und auf dem Pincio und in der Villa Doria Pamfili nicht Korso fahren. Ave tat ihr ja natürlich schrecklich leid, aber man kann doch nicht jeden Tag vierundzwanzig Stunden lang in Angst und Schmerz zerfließen.

Langsam, als der Frühling ins Land kam und die Rosen auf dem Palatin zu blühen anfingen, erholte sich Ave so weit, daß sie ausfahren konnte — entweder mit Donna Lucrezia oder mit Scholastika Müller. Sie hatte ihren Gatten seit jenem verhängnisvollen Abend nicht mehr gesehen; er hatte den Takt gehabt, sich ihr nicht zu zeigen, und es war bei ihren treuen Hüterinnen nie die Rede davon gewesen.

Die Marchese Scarpadoro hatte natürlich keine Ahnung, daß der „kleine Ehezwist" nicht längst schon beigelegt war; wenn sie jetzt ihre Tochter besuchen kam, hatte sie ohnedem schon so viel Klatsch zu erzählen und über neue Moden zu sprechen, daß es ihr gar nicht auffiel, den „lieben Nelio" niemals bei der Gattin zu treffen. Reiner Zufall natürlich, dachte sie sich, falls sie überhaupt „dachte".

Die Ausfahrten durch die Campagna mit ihrer stärkenden, prickelnden Frühlingsluft brachten Ave die Körperkräfte rasch zurück, und eines Tages ging sie hinüber in die Bibliothek, nachdem sie gehört, daß der Principe sich dort befand.

Er saß in einem Sessel an dem einen Fenster und sah überrascht auf, als Ave eintrat. Langsam legte er das Buch, in dem er gelesen, auf den Tisch und erhob sich.

„Das — das ist eine Überraschung!“ begann er unsicher und lauernd, denn er wußte gut, daß sie ihn absichtlich aufgesucht.

Ave machte eine Handbewegung auf seinen Sessel und nahm ihm gegenüber Platz.

„Ich kann dieses Leben nicht länger ertragen, Nelio. Laß uns ein Ende damit machen,“ sagte sie also — ganz ruhig und leidenschaftslos.

Nach einem kurzen Zögern setzte er sich wieder, kreuzte die Arme über der Brust und sah mit harten, kalten Augen auf die überschlanke Gestalt, das feine, blasse Gesicht, das die Spuren der überstandenen Krankheit noch allzu deutlich trug, in seiner ätherischen Durchsichtigkeit aber fast überirdisch schön war. „Aha!“ sagte er, sicherer werdend, denn es hatte ihn überrumpelt. „Mit einem Worte: Du willst dich scheiden lassen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein,“ erwiderte sie ruhig. „Ich habe nicht die Absicht, deinen und meinen Namen durch einen Scheidungsprozeß zu schleifen. Du könntest ja doch nicht wieder heiraten, und unsere Ehe für nichtig erklären zu lassen, dazu fehlt die von der Kirche geforderte Voraussetzung des Zwanges. Ich bin von niemand gezwungen worden, dich zu heiraten, und würde selbst um den Preis meiner Freiheit diese Lüge nicht aussprechen.“

„Du scheinst es demnach doch erwogen zu haben?“

„Ja, ich habe es erwogen. Es ist aber ausgeschlossen.“

„Nun?“ fragte er nach einer Weile. „Wie hast du es dir gedacht, ein Ende zu machen?“

„Das ist sehr einfach," entgegnete Ave mit der gleichen Ruhe. „Wir gehen auseinander. Du bleibst natürlich, wo du bist, und ich ziehe mich in einen stillen Winkel zurück, wo ich — wo ich mich mit meinem Leben nach meiner Weise in Ruhe abfinden kann. Ich habe ja mein Haus in Hinrichshöhe."

„In Hinrichshöhe — natürlich! Dort könntest du so schön sagen: Der Himmel ist hoch, und der Zar ist weit, und ich wüßte den Teufel, was du dort treibst."

„Du kannst mir ja einen Aufpasser mitgeben. Ich habe ihn nicht zu scheuen," erwiderte Ave fest. „Die Ehre deines Namens ist bei mir so sicher wie die meines eigenen. Ich meine, so viel müßtest du doch endlich wissen."

„Was weiß ich? Gar nichts weiß ich. Trau, schau, wem! Wer auf die Brücke träte!" rief er beißend. „Ich verbiete dir, dich in deine Heimat zurückzuziehen. Hörst du? Ich verbiete es dir!"

„Ich höre es. Aber es war nicht nötig, dies Verbot mit einer Beleidigung zu verbinden, die ich nicht verdient habe," entgegnete Ave leise, denn sie hatte große Mühe, ihre Fassung zu bewahren und die heißen Tränen zurückzudrängen, die die körperliche Schwäche ihr in die Augen trieb. „Doch das ist nebensächlich geworden nach — all dem anderen. Ich war darauf vorbereitet, ein gutes Wort von dir nicht mehr zu hören. Der Gentleman Rocca de' Serpi ist ja immer ausgegangen, wenn seine Frau vor ihm steht. Ich war auch darauf vorbereitet, daß du mir meinen Wunsch, in der Heimat mein Leid um meine armen Kinder tragen zu können, versagen würdest. Also sage mir selbst, wohin ich mich zurückziehen kann. Hier ertrage ich das Leben nicht länger."

Der Principe war unter ihren Worten blaß ge-

worden — bei ihm ein schlimmes Zeichen. Er wußte, daß sie recht hatte, und haßte sie darum zehnfach. „Und wenn ich dir verbiete von hier — von mir fortzugehen?“ fragte er mit funkelndem Blick.

Erschrocken sah sie ihn an mit ihren wundervollen, übergroß gewordenen Augen, in denen sich alles Leid der Erde widerspiegelte, Augen, die einen Stein gerührt hätten.

„Nun, du brauchst einen nicht so anzusehen!“ rief er wegblickend. „Ich brenne gar nicht darauf, deine Leichenbittermiene immerzu vor Augen zu haben. Also es sei, wie du willst. Es wird ja der Menschen und des Geredes wegen notwendig sein, daß du zeitweise nach Rom kommst, um wenigstens bei unseren Bällen zu empfangen — aber sonst dispensiere ich dich von deiner Gegenwart im Palazzo Domiziani. Deine Gesundheit ist ja ein durchaus genügender Vorwand, dich aus der Stadt zurückzuziehen. Zum Beispiel nach der Villa Domiziani vor Porta Pia. Doch dort würdest du auch genötigt sein, zu empfangen. Das wird von uns während der Sommermonate erwartet. Die kleine Villa Livia bei Prima Porta käme dann wohl in Betracht. Ihre Einrichtung ist ja etwas dürftig, doch dem ließe sich abhelfen. Und dann — und dann wäre noch Castello Rocca del Serpe —“

Er hielt ein, ein merkwürdiges Feuer begann in seinen Augen zu brennen, und sein Mund schloß sich fest aufeinander, bis er nur noch eine harte gerade Linie bildete.

Ave sah ihn erstaunt an. Castello Rocca del Serpe? In all den Jahren ihrer Ehe hatte sie nicht ein einziges Mal dieses Feudalschloß, den Stammsitz des Hauses Domiziani, betreten dürfen. So oft sie den Wunsch ausgesprochen hatte, das Schloß, in dem ihre

beiden verstorbenen Kinder beigesetzt waren, zu besuchen, immer war ein Vorwand vorhanden gewesen, der die Fahrt dorthin verhinderte; später wurde der Wunsch ihr rund abgeschlagen ohne Angabe von Gründen. Sie hätte das Kastell, dessen Bild, von Poussin gemalt, in den Empfangsräumen hing, von dem sie Photographien in den Kunsthandlungen gesehen, zu gern einmal besucht, denn es sprach auch in seiner malerischen Lage, in seiner grandiosen Einsamkeit zu ihrer Phantasie, und Donna Lucrezia hatte es ihr oft beschreiben müssen und es auch gar nicht begreifen können, warum Nelio seine Frau nicht hinbringen wollte. Die Familie hatte ja freilich schon lange das Kastell als Sommeraufenthalt nicht mehr benützt, nachdem die schöne Villa mit dem prächtigen Barockkasino vor Porta Pia in ihrem Besitz war; es mochte wohl an der schwereren Zugänglichkeit liegen, an dem Mangel an Komfort, dessen die moderneren Generationen nicht mehr entraten konnten, aber immerhin war für Ave das Castello Rocca del Serpe doch die Ruhestätte ihrer Kinder.

Nachdem er es genannt, war der Principe in ein so tiefes Nachdenken versunken, daß es Ave endlich schien, als ob er ihre Gegenwart ganz vergessen hätte. Sie sah es in seinen Zügen arbeiten, und das finstere Feuer in seinen starr geradeaus gerichteten Augen loderte immer weiter.

Müde erhob sie sich. „Du kannst es dir ja überlegen," brach sie das lange, merkwürdige Schweigen. „Da wir im Prinzip einverstanden sind, so ist es nicht nötig, daß das Wo in dieser Stunde entschieden wird."

Er war beim Klange ihrer Stimme, dieser schönen, tiefen, wohlmodulierten Altstimme, aufgefahren und strich sich mit der Hand das feuchte Haar aus der

Stirn, trotzdem es durchaus kein überhitzter Raum war, in dem sie sich befanden.

„Ich habe es schon überlegt,“ sagte er freundlicher als vorher, was aber keinen Eindruck auf Ave machte, denn sie hatte es gelernt, seiner Freundlichkeit zu mißtrauen. „Ich biete dir Castello Rocca del Serpe als eine deinem Rang entsprechende Residenz an. Von der Villa Livia kann keine Rede sein, wenigstens nicht in ihrem gegenwärtigen Zustande. Hast du Lust, das Kastell zu bewohnen?“

„Warum nicht?“ erwiderte sie, immer mehr erstaunt über diese Rücksicht auf ihren Willen, der eben noch ganz außer Frage schien. „Ich habe immer eine Vorliebe für alte, historische Schlösser gehabt. Tante Lucrezia hat es oft bedauert, daß das Kastell von der Familie ganz verlassen worden ist.“

„Gut,“ rief er in die Hände schlagend. „Um so besser, wenn es dein eigener Wunsch ist —“

„Mein Wunsch!“ fiel sie ein und konnte es nicht hindern, daß tiefe Bitterkeit sich in den Ausdruck mischte.

„Mißverstehe mich nicht,“ erklärte er mit jener vornehmen, höflichen Ruhe, deren Mangel ihr gegenüber Ave stets so schwer verletzt hatte. „Ich — ich wünsche nur nicht, daß du im Auslande lebst, und wenn ich das vorher etwas schroff ausgedrückt habe — — ich war erregt, dein unerwarteter Anblick, dein Wunsch einer Trennung hatten mich begreiflicherweise aus dem Gleichgewicht gebracht, das ich gerade nur eben mühsam zurückgewonnen zu haben glaubte und —“

„Es bedarf keiner Erklärung,“ sagte sie beherrscht. „Es ist begreiflich, daß es ohne eine ausgesprochene offizielle Trennung vielleicht besser ist, wenn ich im Lande bleibe.“

„Das ist verständig gesprochen," rief der Principe zustimmend. „Also ich biete dir Rocca del Serpe als Residenz an. Wohlverstanden: ich zwinge dich nicht, dorthin zu gehen — du sollst es aus eigenem freien Willen tun."

„Gewiß. Das macht es wesentlich leichter für mich nach dem bekannten Grundsatz: Was ich tun muß, tue ich lieber schon freiwillig," erwiderte Ave mit Galgenhumor.

Der Principe machte eine abwehrende Bewegung. „Aber wenn ich dir sage, daß du wirklich nicht mußt —"

„Also nehme ich aus eigenem freien Willen deinen Vorschlag an."

„So wäre das in Ordnung und erledigt. Nur — ich bin ein vorsichtiger Mann, hab' es wenigstens gelernt zu sein — nur möchte ich deine Erklärung schriftlich haben. Ich muß mich darüber ausweisen können, daß nicht ich dich dazu gezwungen oder auch nur überredet habe. Verstehst du das?"

„Nicht ganz," meinte Ave befremdet. „Vor wem solltest du dich ausweisen müssen? Du bist doch dein eigener Herr!"

„Erstens vor dir — falls du vergessen solltest, daß du freiwillig nach Rocca del Serpe gegangen bist," entgegnete der Principe bereitwillig. „Man ist ein Mensch und vergißt leicht einmal, was man selbst gewünscht hat, auch wenn man es nicht gerade vergessen *will*. Dann vor meinen Verwandten, vor denen ich nicht als der Tyrann dastehen möchte, zu dem sie mich gern stempeln möchten. Meinst du, daß mir das Spaß macht? Ich werde ja auch mit deiner Erklärung noch nicht zum Heiligen vor ihnen werden, aber man hat doch seinen Punkt, an dem man nicht gestochen werden mag. Ist dir das klar?"

Ave lächelte müde. „Es ist etwas mit den Haaren herbeigezogen — nach dem, was vorgegangen ist,“ erwiderte sie. „Übrigens ist es für mich so unwesentlich, daß es keiner weiteren Erörterungen bedarf. Ich werde dir diese schriftliche Erklärung geben.“

„Dann bitte sofort, wenn es dich nicht zu sehr ermüdet.“

Ave hätte fast über diese plötzliche zarte Rücksichtnahme gelacht. „Meinetwegen auch gleich. Dann ist auch das erledigt,“ sagte sie und setzte sich an den großen Mitteltisch der Bibliothek, auf dem immer Schreibutensilien zu gelegentlichen Korrespondenzen lagen. Sie ergriff ein Blatt Papier und schrieb darauf mit ihren großen, festen Zügen: „Ich erkläre hierdurch, daß ich auf den Vorschlag meines Gemahls freiwillig das Castello del Serpe zu meinem ständigen Aufenthalt gewählt habe. Ave Domiziani, Principessa Rocca de' Serpi, geb. van Bergen op Zoom.“

„Ist's so recht?“ fragte sie dann, ihrem Gatten das Blatt reichend.

Er überflog es hastig, las noch einmal langsamer nach und sagte dann scharf: „Auf den Vorschlag — das hebt ja die Erklärung deines freiwilligen Entschlusses wieder auf. Schreibe es noch einmal ohne diesen Zusatz.“

„Wollen wir nicht lieber noch einen Advokaten dazu nehmen?“ rief sie mit der plötzlichen Energie, die charakteristisch für sie war und ihr schon fast das Leben gekostet hätte. „In dem Ausdruck: auf den Vorschlag und so weiter liegt doch nicht der Schatten eines durch dich ausgeübten Zwanges.“

„Darüber ließe sich streiten,“ entgegnete der Principe hartnäckig. „Ich habe dir auch die Villen angeboten.“

„Nun, dann werde ich schreiben ‚auf die Vorschläge

und so weiter'. Das ändert den Sinn insofern, als ich ja dann die engere Wahl hatte. Gib her — ein Federzug stellt das klar — deswegen brauche ich die ganze Sache nicht noch einmal zu schreiben," gab Ave mit einem Seufzer der Ungeduld nach. Sie hatte natürlich italienisch geschrieben, was die Anordnung erleichterte: „Secondo il proposito di mio marito" stand in der Urschrift. Sie machte aus dem Wörtchen il gli und aus dem dritten o in proposito ein i durch einen dicken Punkt. „Man sagt ja richtiger i statt gli in diesem Falle, aber der kleine Fehler mag mir, der Ausländerin, schon hingehen," meinte sie, das Blatt zurückreichend.

„Du hättest besser schreiben sollen: ‚auf meinen eigenen Vorschlag'," beharrte der Principe, kritisch das Blatt betrachtend.

„Das wäre eine glatte Lüge gewesen. Meine Seele hat nicht an Rocca del Serpe gedacht, das ich bis heute noch nie betreten durfte. Du scheinst das vergessen zu haben," gab Ave nun wirklich ungeduldig und mit der einmal entfachten Energie zurück.

„In der Tat — das hatte ich vergessen," meinte er nachlässig, indem er das Blatt zusammenfaltete und in seine Brusttasche steckte. „Es ist übrigens so ganz gut, und ich danke dir. Der grammatikalische Fehler ist nicht auffallend, da du ihn öfter im Reden machst. Daß du sonst ein korrektes Italienisch schreibst, will ich dir gern zugestehen."

„Danke," sagte sie trocken und stand auf. „Also das wäre erledigt. Wann kann ich nach Rocca del Serpe abreisen?"

„Ich muß erst Befehl geben, daß man dort alles für deinen Empfang vorbereitet. Es wird ja ständig gelüftet, und die Wohnräume sind in Ordnung gehalten, aber für einen dauernden Bewohner bleibt doch noch

manches zu tun. Ich denke, in ein paar Tagen wird alles bereit sein. Du wirst nicht nötig haben, Dienerschaft von hier mitzunehmen — sie würde gar nicht aushalten, da es ja keine Vergnügungen für die Leute dort gibt. Der Kastellan, Marco Orlando, war Kammerdiener bei meinem Vater und hat nichts von seinen tadellosen Allüren als solcher vergessen. Auch ist er ein perfekter Koch, wie das ja oft die italienischen Kammerdiener sind und sein müssen. Er ist Witwer. Sein Sohn Luigi wird als Lakai leicht anzulernen sein, denn er ist von seinem Vater schon recht gut abgerichtet, und — und Rosalba, die Tochter, wird dich deine Kammerfrau nicht vermissen lassen, schon weil du ja in Rocca del Serpe keine große Toilette zu machen brauchst. — Ich wünsche nämlich keinen Dienstbotentratsch zwischen dort und hier — für den Fall, daß du dich über dieses Arrangement wundern solltest.“

„Ich habe längst aufgehört, mich über etwas zu wundern,“ erwiderte Ave gelassen. „Ich bin zwar an meine bisherige Dienerschaft gewöhnt, doch ich werde mich auch mit der neuen zurechtfinden — wenn es durchaus sein muß. Da ich aber wohl das Bedürfnis der Aussprache mit einer Person meines Bildungsgrades haben werde, so will ich Fräulein Müller bitten, für einige Zeit mit mir zu kommen.“

„Das wirst du nicht, denn ich verbiete es dir!“ kam es wie ein Peitschenhieb von den Lippen des Principe, und drohend trat er einen Schritt näher.

Aber sie wich nicht zurück. „Mit welchem Rechte?“ fragte sie fest, aber mit sinkendem Herzen.

„Mit dem Rechte des Hausherrn, der ich doch unzweifelhaft in Rocca del Serpe wie hier bin,“ war seine schneidende Antwort. „Fräulein Müller hat sich mir gegenüber in einer solch insolenten Weise be-

nommen, daß sie längst nicht mehr im Palazzo Domiziani wäre, wenn Tante Lucrezia sie nicht zu sich eingeladen hätte. Frage sie. Die unverschämte Person, deren beste Seite noch ist, daß sie wahr ist, wird dir selbst sagen, daß sie sich unter meinem Dache unmöglich gemacht hat."

„Sie war vielleicht sehr erregt, und wenn sie dich um Entschuldigung bittet —"

„Damit würde sie allerdings die Pflicht der Höflichkeit erfüllen, aber ich würde ihr entschieden untersagen, sich etwa hinter meinem Rücken zu dir nach Rocca del Serpe zu begeben," entgegnete der Principe hart.

Ave unterdrückte gewaltsam ein Schluchzen. „Nelio, was habe ich dir getan, daß du mich so grausam behandelst?" fragte sie traurig. „Ist es denn noch nicht genug mit dem Vergangenen?" Und da er nur mit den Achseln zuckte — es war zum ersten Male, daß sie einen direkten Vorwurf gegen ihn aussprach, und er wußte, daß sie es nur ihrer alten Freundin wegen tat — so fuhr sie nach einer kurzen, bangen Pause in einem anderen Tone fort: „Aber ich kann doch nicht mutterseelenallein, ohne jegliche menschliche Gesellschaft, in dem einsamen Schlosse bleiben!"

„Du wirst dich vorläufig darein finden müssen," bemerkte der Principe kalt. „Später, wenn die Leute aufhören werden, sich über deine Entfernung zu wundern, kann man ja sehen, was sich betreffs einer Gesellschafterin tun läßt. Einer Gesellschafterin meiner eigenen Wahl, wohlverstanden. Und was die Einsamkeit von Rocca del Serpe betrifft, so hast du es mir ja schriftlich gegeben, daß es deine eigene freie Wahl ist."

„Ah — jetzt kommt schon der Pferdefuß heraus!"



rief Ave außer sich. „Törin, die ich war, auf dein Entgegenkommen vertrauend, um des lieben Friedens willen dir diese Waffe in die Hand zu geben! Das also war dein Zweck, mich zu isolieren, mich — — doch genug davon. Ja, ich gehe freiwillig nach Rocca del Serpe, aber ebenso freiwillig werde ich, sobald es mir beliebt, von dort zurückkehren, um den Platz wieder einzunehmen, der mir gebührt.“

Einen Augenblick standen sie sich schweigend gegenüber — Ave mit flammenden Augen und fliegendem Atem, der Principe mit einem überlegenen Lächeln, das ihr das Blut in den Adern erstarren machte. Dann wandte sie sich um und tastete sich wie eine Blinde aus dem stillen, großen Raume.

Draußen in der Loggia atmete sie auf, kam sie wieder zu sich, zum Bewußtsein ihres Elendes, ihrer Lage. Natürlich würde es ganz einfach sein zu erklären, sie hätte es sich anders überlegt und verzichte auf Rocca del Serpe, aber warum nur? Die für den Augenblick gefürchtete Einsamkeit wegen der Enttäuschung, daß ihr die Gesellschaft von Scholastika Müller mit solch raffinierter Grausamkeit versagt wurde, hatte eigentlich keinen Schrecken für Ave, die gern allein war. Der Gedanke, daß sie in dem weltfernen Bergkastell eine Gefangene sein würde, war natürlich absurd, denn heutzutage war ein solcher Fall praktisch unmöglich. Sie wußte, daß Rocca del Serpe telephonisch mit dem Palazzo Domiziani, also mit dem großen, modernen Rom verbunden war; darin lag ja schon die Garantie, daß etwaige mittelalterliche Feudalgelüste völlig ausgeschlossen schienen, falls sie wirklich in dem Gehirn des Principe spuken sollten. Nein, dieses Abschneiden ihrer selbst von jeder Gesellschaft war einzig nur seine Freude, sie zu quälen. Er

sollte aber diese Freude nicht haben. Sie wollte die „Gesellschafterin nach seiner Wahl“ seinerzeit dankend ablehnen — sie war sich selbst Gesellschaft genug.

Anscheinend ruhig und gefaßt stieg sie zu der Wohnung Donna Lucrezias hinauf und fand diese in Gesellschaft von Scholastika Müller vor.

„Meine Lieben,“ sagte sie, zwischen den beiden Damen Platz nehmend, „ich habe eben mit Nelio gesprochen und ihm eine friedliche Trennung vorgeschlagen. Er hat eingewilligt —“

„Ist die Möglichkeit!“ rief Scholastika ironisch.

„Aber er wünscht nicht, daß ich im Auslande lebe. Das — nun, das ist von seinem Standpunkt aus begreiflich. Er hat mir eine seiner Besitzungen zur Verfügung gestellt, und ich habe — ich werde, sobald es geht, nach Rocca del Serpe übersiedeln.“

„Also, gehen wir nach Rocca del Serpe. — Ich gehe natürlich mit,“ erklärte Fräulein Müller enthusiastisch. „Ich habe lange gewünscht, mal das alte Felsennest zu sehen.“

„Der Principe hat mir verboten, dich mitzunehmen, mein guter alter Schums,“ erwiderte Ave blutübergossen, denn sie konnte es nicht verhindern, daß die schwere Enttäuschung ihr jetzt die bitteren Tränen aus den Augen trieb. „Du gute alte Seele hast dir aus Liebe zu mir gründlich den Mund verbrannt und es für immer mit dem Principe verdorben.“

Scholastika saß da wie vom Donner gerührt. „Ich altes Kamel — ich!“ sagte sie ganz entgeistert. „Es stimmt schon — ich habe ihm ein paar Wahrheiten an den Kopf geworfen, die er sich wohl nicht hinter den Spiegel gesteckt hat. Das kommt davon, wenn man das Maul nicht halten kann,“ entrüstete sie sich über sich selbst. „Na, laß mal gut sein, das werden wir

schon wieder in Ordnung bringen. Für dich lauf' ich nicht bloß nach Kanossa, sondern auch zum Deiwel!“

Damit erhob sie sich und wollte stracks zur Tür hinaus, aber Ave hielt sie am Kleide zurück.

„Tu's nicht, tu's nicht!“ bat sie weinend. „Er wird — er wird — ich weiß nicht, was er dir antun wird, um mich in dir zu treffen.“

„Quarkspitzen!“ rief Scholastika Müller empört und riß sich einfach los. „Ich stehe unter dem Schutz der deutschen Behörden in Rom. Damit darf er mir nicht kommen. Und wenn er grob wird — na, es wird mir großen Spaß machen, so 'nen fröhlichen Waffengang mit der Zunge auszufechten. Werden mal sehen, wer's besser kann!“

„Aber Schums — das nennt man doch nicht nach Kanossa gehen!“ mahnte Ave mit einem letzten Versuch, das unfehlbare Unheil, das sie kommen sah, abzuwenden.

„Jeder macht's, wie er's kann,“ gab Scholastika unentwegt zurück. „Gehupft wie gesprungen, wenn man nur hinkommt.“

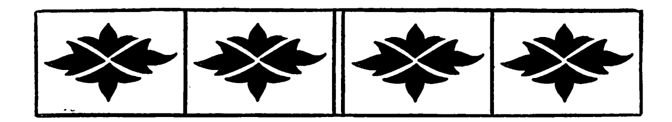
Und fort war sie.

Donna Lucrezia hatte kein Wort von dem Dialog verstanden, da Fräulein Müller unwillkürlich Deutsch gesprochen hatte. Sie faltete resigniert die Hände, nachdem Ave ihr gesagt, was ihre alte Freundin vorhatte.

„Das ist das Ende,“ stöhnte sie. „Nun wird Nelio von mir verlangen, daß ich sie fortschicke. Er hat es bis jetzt nicht getan — einfach ihre Anwesenheit ignoriert. Warum hast du sie nicht zurückgehalten?“

(Fortsetzung folgt.)





Die Wattenpolonaise in Büsum.

Von Loth. Brenkendorff.

Mit 10 Bildern. **(Nachdruck verboten.)**

Die vielen Tausende, die allsommerlich eine gewaltige Sehnsucht nach den Gestaden des ewigen Meeres ergreift, sind hinsichtlich dessen, was sie an Naturgenüssen ersehnen, durchaus nicht eines Sinnes. Die einen lieben die wilde See, die sich donnernd an felsigen Klippen bricht und Wolken verstäubenden Gischtes emporschleudert; die anderen berauschen sich an der azurnen Bläue und spiegelnden Glätte des südlichen Meeres; für sehr viele ist alles ein „Tümpel“, was nicht eine hochaufwogende Brandung und weiße Wellenkämme aufweisen kann, und nicht geringer ist die Zahl der schwärmerisch veranlagten Naturen, die sich nur durch sanft geschwungene Uferhügel mit geheimnisvoll rauschenden Buchenwäldern entzücken lassen.

So findet glücklicherweise alles seine begeisterten Lobredner: die lieblich begrünte Ostseeküste, das waldige Rügen mit seinen schneeweiß schimmernden Kreidenwänden, der rote Inselfelsen Helgoland, das rauhe Sylt mit seiner imposanten Brandung, das wesentlich zahmere Norderney und der Strand des schleswigschen Wattenmeeres, den das selten stärker bewegte Meer nur in sanfter, schmeichlerischer Bewegung überspült.

Von diesem freundlichen Strande und seinen sommerlichen Vergnügungen erzählen unsere Bilder, deren jedes eitel Fröhlichkeit und Lebensfreude atmet. Aufgenommen sind sie samt und sonders am Nordseegestade bei dem bekannten und beliebten Badeort



Wattenläufer in Büsum.

Büsum, einem an der Bahnstrecke Weddinghusen—Büsum gelegenen Dorfe im Kreise Norderdithmarschen des preußischen Regierungsbezirks Schleswig.

Die Nordsee hat hier nicht den rauhen und ungestümen Charakter, den sie dem Besucher von Westerland, Wenningstedt, Fanö oder Helgoland offenbart. Ihre Harmlosigkeit erklärt sich aus der sehr geringen Tiefe der 8 bis 16 Kilometer breiten Mulde zwischen dem Festlande und den ihm vorgelagerten Inseln. Man bezeichnet diesen Streifen der Nordsee gewöhnlich als das Wattenmeer, und es unterliegt keinem Zweifel, daß ein Sommeraufenthalt an seinem Gestade für Kinder und weniger widerstandsfähige

Erwachsene gegenüber den energischeren und wechselvolleren klimatischen Einwirkungen der offenen See mancherlei Vorteile bietet. Wohl gibt es auch im Wattenmeer einzelne tiefer eingeschnittene Rinnen, die sogenannten Wattenströme, zumeist aber ist es so flach, daß zur Zeit der Ebbe große Strecken entweder ganz trockengelegt werden oder kaum handhoch mit Wasser bedeckt bleiben.

Diese Eigentümlichkeit nun hat bei den Besuchern der am Watt gelegenen Badeorte, besonders bei den



Die Spitze der Wattenpolonaise.

Büsumer Sommergästen, einen ebenso harmlosen und vergnüglichen wie eigenartigen Sport, den Sport des sogenannten Wattenlaufens, ins Leben gerufen. Er besteht in nichts anderem als in dem, was schon durch seine Benennung mit vollkommenster Klarheit

ausgedrückt wird, nämlich in dem Spazierengehen auf dem zeitweilig trockengelegten Meeresboden, wobei der Begriff der Trockenheit natürlich nicht ganz buchstäblich zu nehmen ist. Denn die Ebenheit des weichen Schlickbodens wird durch mancherlei kleinere und größere Vertiefungen unterbrochen, in denen auch zur Ebbezeit Wasser zurückbleibt, und die beim Wattenlaufen tapfer durchwatet werden müssen. Auch kann



Beim Tanz in den Watten.

es bei zu weiter Ausdehnung der Promenade leicht geschehen, daß die aufkommende Flut etwas schneller ist als die heimkehrenden Spaziergänger, und daß ihnen das erfrischende Naß um die Knöchel oder um noch etwas höher gelegene Teile der unteren Extremitäten spült, ehe sie wieder den sicheren Boden des Festlandes unter den Füßen haben.

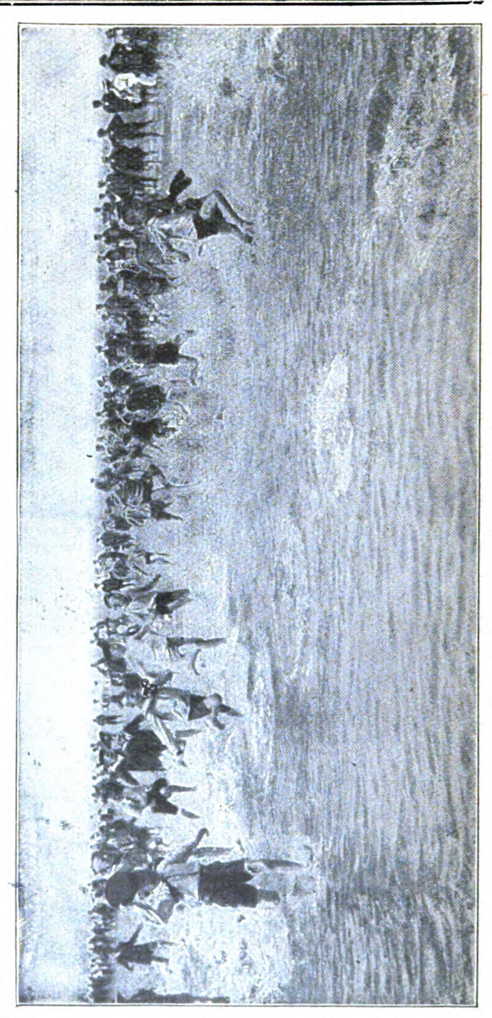
Daß man Exkursionen, bei denen mit solchen Möglichkeiten gerechnet werden muß, nicht in Lackschuhen und seidenen Strümpfen unternimmt, liegt auf der Hand. Es ist denn auch längst feststehender Brauch



Großer Reihenmarsch.

geworden, daß sich zur Zeit der Ebbe jung und alt, Männlein und Weiblein jeglicher Fußbekleidung

entledigt, Beinkleider oder Röcke bis über das Knie emporschürzt und sich in dieser, allen Schwierigkeiten Rechnung tragenden Aufmachung auf den Weg begibt. Das ist gesund und ergötzlich schon für den einzelnen, aber es wird zum Range eines wirklichen, immer aufs neue hochwillkommenen Vergnügens erhoben dadurch, daß man es in großer und selbstverständlich lustiger Gesellschaft genießt.



Wettlaufen von Knaben in den Watten.

Was für die Bäder und Kurorte des Binnenlandes die „Reunion“, das ist für Büsum und andere Sommerfrischen der schleswigschen Küste das Wattenlaufen. Es fehlt dabei keineswegs an den unentbehrlichen Zutaten von Musik, Tanz und Flirt. Der einzige Unterschied, und zwar gewiß nicht zum Nachteil unseres Strandvergnügens, ist, daß man sich hier in freier Gottesluft und ohne jeden beengenden Kleiderzwang



Wettlaufen von jungen Mädchen.

amüsiert, statt in heißen, stickigen Räumen und in Toiletten, die von vornherein kein Gefühl erheiternder und erfrischender Ungebundenheit aufkommen lassen.

Dreimal allwöchentlich, sofern die Witterung es gestattet, versammelt man sich am Strande zu der großen Wattenpolonaise, an der in der Hochsaison oft tausend und mehr Personen beiderlei Geschlechts mit leidenschaftlichster Hingebung teilnehmen. Schuhe und Strümpfe werden unter sicherer Obhut in Garderoben zurückgelassen, die eigens zu diesem Zweck am Strande vorgesehen sind; jeder Herr enga-

giert sich seine Dame, und unter Vorantritt einer Musikkapelle geht es in langem Zuge ins Watt hinein. Für die erforderliche „Stimmung“ sorgt zur Genüge die Eigenart der Situation und die Menge der nassen Zwischenfälle beim Durchpatschen der Rinnen und



Meister Sottje als Wattenkönig.

Lachen, an denen es bei dieser Polonaise niemals mangelt.

Da wir Deutschen von alters her gewöhnt sind, auch bei unseren Vergnügungen unter energischem und zielbewußtem Kommando zu stehen, wird natürlich auch hier für das Vorhandensein eines gebietenden Oberhauptes Sorge getragen. Die Gesellschaft wählt sich einen „Wattenkönig“, der je nach dem Maße

seiner Eignung das hohe und verantwortungsreiche Ehrenamt auf kürzere oder längere Zeit bekleidet, ein außerordentliches Ansehen genießt und auf den unbedingten Gehorsam seiner Untertanen rechnen kann. So oft dieser Gewaltige das Zeichen dazu gibt, wird die Promenade unterbrochen, von der diensteifrigen Jugend ein Kreis um den improvisierten



Parademarsch vor dem Wattenkönig.

Tanzplatz gebildet und von der Musikkapelle ein Walzer intoniert, nach dessen befeuernden Klängen sich alsbald

die Paare zu drehen beginnen. Daß sich's auf dem weichen, elastischen Schlickboden barfuß noch viel besser tanzen läßt als in engen Schuhen auf dem glatten Parkett, ist hier schon mancher und manche mit Erstaunen innegeworden, und es ist jedenfalls sicher, daß junge Herzen sich hier ebenso rasch zu finden wissen als im glänzend erleuchteten und von mehr oder weniger angenehmen Düften erfüllten Ballsaal.

Durch derartige Tanzpausen mehrmals vergnüglich unterbrochen, wird die Polonaise so weit ins Watt hinaus fortgesetzt, bis es dem König mit Rücksicht auf die nahende Flut ratsam erscheint, das Zeichen zur Umkehr zu geben. Ist er als ein guter und leutseliger Herrscher aufrichtig um das Wohl, das heißt um das Amüsement seiner Getreuen besorgt, so arrangiert er wohl auch hie und da ein großes Wettlaufen der männlichen Jugend oder — was ihm namentlich von seiten der Zuschauer jedesmal lebhaften Dank einzutragen pflegt — der jungen Damen, und es ist in der Tat eine Freude, die geschmeidigen Bewegungen der jungen elastischen Gestalten zu verfolgen, denen der frische Meeresodem erhöhte Spannkraft und Ausdauer zu verleihen scheint.

Manchmal geschieht es wohl auch, daß man einem unvorhergesehenen Intermezzo eine Fülle belustigender Wirkungen abzugewinnen weiß. Ereignete sich's doch zum Beispiel erst vor kurzem, daß ein wackerer Schornsteinfeger — und zwar ein ganz echter, nicht etwa einer aus der Maskengarderobe — das Bedürfnis fühlte, ganz für sich allein ein wenig „Watten zu laufen", und daß er dabei unvorsichtigerweise in den Gesichtskreis der großen Wattenpolonaise geriet. Kaum erspäht, war er auch bereits zum Gegenstand einer unerbittlichen Verfolgung geworden. Die Schnell-



Ein Hoch auf den Wattenkönig.

füßigkeit der übermütigen Schar vereitelte das Gelingen
seines Fluchtversuchs, und als man sich erst einmal

unter lautem Hallo seiner schwarzen Person bemächtigt hatte, mußte „Meister Sottje“, wie man den Kaminkehrer im niederdeutschen Dialekt zu titulieren liebt, es wohl oder übel geschehen lassen, daß man ihn an Stelle der rücksichtslos depossedierten regierenden Majestät zum Wattenkönig proklamierte und daß zwei



Säubern der Füße nach der Wattenpolonaise.

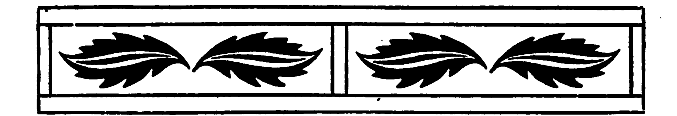
niedliche junge Damen in schneeweißen Unschuldsgewändern ihn in die Mitte nahmen. Sich rasch in die unvermutete neue Würde findend, spielte der Schwarze seine Rolle zur allgemeinsten Zufriedenheit und ließ sich auch zur Teilnahme am Tanze nicht erst lange nötigen. Es gab an diesem Tage allerlei dunkle

Spuren auf lilienweißen Mädchengewändern, und einige Lästerzungen wollten sogar behaupten, daß sie solche Spuren auch auf rosigen Mädchenwangen wahrgenommen hätten.

Das Ende der Polonaise pflegt ein oft geradezu überwältigender Parademarsch vor Seiner Majestät dem Wattenkönig zu sein. Und wenn er, wie in unserem besonderen Fall „Meister Sottje“, seine Sache recht gut gemacht hat, erfährt er wohl auch noch die außergewöhnliche Ehre einer förmlichen Dankeshuldigung, die in ein dreifaches, mit jubelnder Begeisterung ausgebrachtes Hoch ausklingt.

In bereitstehenden Wasserkübeln spülen die an den Strand Zurückgekehrten den haftengebliebenen Schlamm der durchwateten Rinnen von ihren Füßen und schlüpfen wieder in die von der guten Sitte vorgeschriebenen Beschuhungen. Aber die geröteten Wangen und die in heller Fröhlichkeit blitzenden Augen verheißen bestimmt, daß beim nächsten Wattenlaufen keiner von denen fehlen wird, der sich noch der goldenen Ferienfreiheit am Nordseegestade erfreut.





Das wiedergefundene Paradies.

Eine phantastische Geschichte von Fr. Oskar Kühne.

(Nachdruck verboten.)

Als Erstem war es im Sommer 1925 Hans Unverzagt mit seinem neuen Flugzeuge geglückt, die gewaltige Strecke Berlin—Konstantinopel ohne Zwischenlandung zurückzulegen. Auch auf der Rückfahrt hatte er die Strecke in einem Zuge überflogen, wozu er noch etwas weniger Zeit gebraucht hatte als hinwärts. Genau 12 Stunden 23 Minuten war er in der Luft gewesen, was einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von ungefähr 150 Kilometer in der Stunde entsprach.

Ähnliche Zeiten waren zwar längst geflogen worden, ebenso war die entwickelte Geschwindigkeit von anderen Fliegern nicht nur erreicht, sondern schon überboten worden — jedoch nur bei Flügen von kürzerer Dauer. Eine derartig lange Zeit hatte noch keiner die hohe Stundengeschwindigkeit durchgehalten.

Der Flug war somit ein Rekordflug. Er erregte, obgleich die Anteilnahme der Welt an glänzenden Flügen, von denen die Zeitungen täglich zu berichten wußten, im allgemeinen recht abgeflaut war, viel Aufsehen. Der Grund hierfür war hauptsächlich in der Gestalt von Hans Unverzagts neuem Flugzeug zu suchen. Es unterschied sich von den bisher gebräuchlichen durch

eine ganz eigenartig aufgebaute kleine Kabine, die Raum für den Lenker und einen Fahrgast bot.

Ein solcher Gast war auch mit von der Rekordfahrt gewesen, derselbe, der bei vielen hundert anderen Flügen, die Hans Unverzagt vorher mit anderen Flugzeugen ausgeführt, immer sein Begleiter gewesen war und ihn zu immer kühneren Leistungen angespornt hatte — seine Frau, die, wie er selbst, im dreißigsten Lebensjahre stand. Die Zeitungen priesen ihre Standhaftigkeit und Erfahrenheit im Flugwesen. In den Zeitschriften prangte ihr Bild neben dem ihres Mannes.

Auffälligerweise war Frau Else aber stets im rechten Ganzprofil dargestellt. Die sie persönlich kannten, wußten weshalb. Bei einem Sturze mit einem Flugzeuge vor zwei Jahren war der Benzinbehälter des Flugzeugs explodiert, und sie und ihr Mann waren nur mit knapper Mühe und Not dem Flammentode entronnen. Die zahlreichen Brandwunden, die beide davongetragen, hatten schlimme Male hinterlassen. Insbesondere war Frau Elses ganze linke Gesichtshälfte bis zum Halse durch solche entstellt worden.

— — — — — — — — — — — — — —

Da jener schwere Unfall das Ehepaar nicht abgehalten hatte, alsbald nach seiner Wiederherstellung weitere und immer gewagtere Flüge zu unternehmen, war es erklärlich, daß es ihm jetzt nach seinem großartigen Konstantinopelfluge nach noch waghalsigeren verlangte.

„Ich denke, als Ziel unserer nächsten großen Fahrt werden wir New York wählen, Else," hatte Hans Unverzagt bereits am Abend des Tages, an dem man aus Konstantinopel in Berlin wieder eingetroffen war, vorgeschlagen.

Beim Kaffee am anderen Morgen kam er auf seinen

Plan zurück und setzte ihn näher auseinander. Der Atlantische Ozean sollte nicht direkt überquert werden, sondern die Fahrt sollte über Sibirien, Alaska und Kanada gehen.

Frau Else, die ihre Lektüre der Morgenzeitung unterbrochen hatte, nickte beistimmend. „Der Gedanke, auf diesem Wege von Europa nach Amerika zu fliegen, ist gut. Liegt es doch vorläufig nur unter Benützung dieses Weges im Bereiche der Möglichkeit, mit einem Flugzeuge von der Alten Welt nach der Neuen zu gelangen. Unser Flugzeug wird den großen Überlandflug sicherlich durchhalten, und wir würden, wenn wir uns unterwegs einige Rasttage gönnten, unseren Kräften nichts Übermenschliches zumuten. Es lockt mich auch, den Ruhm, als Erste von der Alten nach der Neuen Welt geflogen zu sein, einzuheimsen. Aber ein anderer Plan, bei dessen Ausführung der Ruhm, den wir ernten würden, noch viel größer sein würde, reizt mich noch weit mehr. Da wir nicht zu fürchten brauchen, daß uns mit der Ausführung deines Planes ein Wettbewerber in den nächsten Monaten zuvorkommen wird, während bei der Ausführung meines Planes Eile geboten ist, halte ich dafür, wir bringen erst einmal den meinigen zur Ausführung.“ Sie reichte ihm die Zeitung hin. „Lies einmal den Artikel hier im Hauptblatt und diese Ankündigung im Inseratenteil. Du wirst dann verstehen, wo ich hinaus will.“

Der Artikel handelte von der bevorstehenden Fahrt des Zeppelin XXX nach dem Nordpol. Infolge der in diesem Sommer außergewöhnlich günstigen Eisverhältnisse im Nördlichen Eismeere sollte der Aufstieg nicht, wie ursprünglich geplant, von Spitzbergen, sondern von Franz-Josephs-Land aus stattfinden, bis

wohin nach eingelaufenen Funkentelegrammen einer vorausgeschickten Expedition die Schiffahrt in diesem Jahre ohne Gefahr offen war. Die Stelle an der Nordwestküste Spitzbergens, die als Aufstiegstelle ursprünglich ins Auge gefaßt worden war, war die, von der aus Professor Andree am 14. August 1896 mit einem Freiluftballon seine Todesfahrt angetreten hatte. Sie lag 79 Grad 30 Minuten nördlicher Breite, war also vom Pol etwa 1170 Kilometer entfernt. Die Stelle an der Nordwestküste von Franz-Josephs-Land aber, die nun als Aufstiegstelle des Z XXX bestimmt worden war, lag unterm 81. Grad nördlicher Breite. Sie war demnach vom Pol nur wenig mehr als 1000 Kilometer entfernt. Die kühnen Luftschiffer hofften, von ihr aus ihr Ziel in zehn Stunden zu erreichen, wobei sie nur mit einer Fahrtgeschwindigkeit von hundert Kilometer in der Stunde rechneten, und gedachten in spätestens vierundzwanzig Stunden wieder zurück zu sein, während welcher Zeit sie in ununterbrochener funkentelegraphischer Verbindung mit der Aufstiegstelle bleiben wollten. In acht Tagen sollte der Dampfer, der den in Teile zerlegten Luftkreuzer und alles zu der geplanten Fahrt Erforderliche sowie die Teilnehmer an der Fahrt, die sich nicht schon bei der Vorexpedition befanden, nach Franz-Josephs-Land bringen sollte, von Hamburg auslaufen.

Die Ankündigung im Inseratenteil der Zeitung erließ der Norddeutsche Lloyd. Es wurde angezeigt, daß zwei der großen und schnellen Vergnügungsdampfer der Linie in vierzehn Tagen nach dem hohen Norden in See stechen würden. Die in diesem Sommer im Nördlichen Eismeere herrschenden außergewöhnlich günstigen Eisverhältnisse ausnützend, sollten die Vergnügungsfahrten nicht wie in früheren Jahren nur bis

zur Südküste Spitzbergens führen, sondern sich bis zu der Aufstiegstelle des Z XXX an der Nordwestküste von Franz-Josephs-Land erstrecken. Man würde dort bestimmt einige Tage vor der Abfahrt des Luftkreuzers eintreffen, seinem Aufstiege beiwohnen und auch seine Rückkehr vom Pol abwarten.

Als Hans Unverzagt mit Lesen fertig war, sagte er mit mühsam verhaltener Erregung: „Else, du bist also dafür, daß wir versuchen sollten, den Zeppelinfahrern den Rang abzulaufen?“

„Du hast's erraten,“ antwortete Frau Else gelassen. „Ich schlage vor, wir benützen einen der Dampfer des Lloyd, mit dem wir einige Tage vor dem Aufstiege des Luftkreuzers an Ort und Stelle sein werden. In einer Stunde kann unser Flugzeug gelandet und flugbereit sein. Unserem sofortigen Abfluge stünde, wenn das Wetter nur einigermaßen günstig ist, sodann nichts im Wege, da es jetzt, im Sommer, in der Polgegend keine Nacht gibt. Die Entfernung Berlin—Konstantinopel beträgt fast 1800 Kilometer. Unser Flugzeug bewältigte die Strecke auf dem Rückwege in 12 Stunden 23 Minuten. Die Entfernung Abflugstelle Franz-Josephs-Land—Nordpol beträgt dagegen nur 1000 Kilometer. Wir können hoffen, diese Strecke in noch nicht sieben Stunden zu bewältigen. Da wir auch bei unserer Rückkehr vom Pol an keine Tageszeit gebunden sind, könnten wir, wenn wir dort drei Stunden Aufenthalt rechnen, in bequem siebzehn Stunden zurück sein. Ehe noch die Zeppelinleute ihren Aufstieg bewirkt haben, sind wir wieder bei ihnen eingetroffen. Wir haben ihnen den Rang abgelaufen. — Was sagst du dazu?“

„Ich bin entzückt von deinem Vorschlage, Else, bin auch sicher, daß wir das Wettrennen gewinnen



werden. Unser Flugzeug wird den Weg hin und zurück ohne Schwierigkeit leisten. Benzin werden wir nicht viel mehr mitzunehmen gezwungen sein als bei unseren Flügen nach und von Konstantinopel. Nach jedem dieser 1800-Kilometer-Flüge hatten wir noch so viel Vorrat im Behälter, daß er für einen weiteren Flug von reichlich 200 Kilometer gut und gern ausgereicht hätte, und die Entfernung Abflugstelle Franz-Josephs-Land—Nordpol und zurück zur Abflugstelle beträgt ja nur 2000 Kilometer. Das Wagnis, das wir eingehen, ist gar kein so schlimmes, denn sollte uns wider Erwarten unterwegs ein Unfall zustoßen, sind wir nicht hoffnungslos verloren. Nehmen doch die Zeppelinleute nach uns denselben Weg. Sie würden uns retten."

„Vor der Kälte des Nordpols brauchen wir uns in unserem Flugzeuge auch nicht zu fürchten. Es war eine gute Idee von dir, Hans, die Einrichtung zu treffen, daß unser Kabinchen von der Wärme, die der Motor ausstrahlt, Nutzen ziehen kann, und außerdem die Wände des Kabinchens aus zwar sehr dünnem Aluminiumblech, aber doppelt herstellen zu lassen und die Zwischenräume mit einer Schicht jenes patentierten Materials ausfüllen zu lassen, das den Inhalt der Thermosflaschen gegen die Außentemperatur vierundzwanzig Stunden unempfindlich macht. Wir haben es ja bereits auf unserer Konstantinopelfahrt erlebt, wie wir selbst in großen Höhen, wo eine bittere Kälte herrschte, in unserem Kabinchen hübsch warm saßen. Auch auf unserer Nordpolfahrt werden wir da drinnen sitzen wie zu Hause hinter dem Ofen."

„Ich glaube, es ist für alle Fälle besser, Else, wenn ich mich sogleich zum Bureau des Lloyd begebe und uns zwei Plätze sichere."

„Einverstanden!"

Die Wagemutigen hatten eigentlich über ihr Unternehmen schweigen wollen. Die Mitnahme ihres Flugzeugs ließ sich aber vor Freunden und Bekannten nicht verbergen. Man entlockte ihnen erst einige Andeutungen und schließlich ihr ganzes Geheimnis. Am Tage der Abfahrt der Lloyddampfer von Bremerhaven, auf deren einem sie sich eingeschifft, berichteten daher alle Zeitungen über das kühne Vorhaben des berühmten Fliegerehepaars.

In Spannung wartete die Welt auf Nachrichten von Franz-Josephs-Land, von dem aus über Spitzbergen nach der nördlichsten Kabelstation auf der kleinen Insel Ingö bei Hammerfest eine funkentelegraphische Verbindung hergestellt worden war. War doch schon über diesen Weg bekannt geworden, daß der Z XXX nahezu fertig montiert war und in spätestens vier Tagen gefüllt werden sollte.

Weiter lief die Nachricht ein, daß die Vergnügungsdampfer des Lloyd angekommen seien und sich das Fliegerehepaar Unverzagt mit seinem Flugzeuge sofort ausgeschifft habe. Das Wetter sei ihrem Vorhaben nicht ungünstig. Wahrscheinlich werde das kühne Ehepaar in einer der nächsten Stunden abfliegen.

Und bald darauf erfuhr die Welt, daß das Paar tatsächlich die Luftreise nach dem Pol angetreten habe. Schnell sei ihr Flugzeug den Blicken der Nachschauenden entschwunden.

Als Merkwürdigkeit wurde noch mitgeteilt, daß das Paar ein weißes Kätzchen, das es während der Seefahrt von einer mitreisenden amerikanischen Dame geschenkt bekommen, mitgenommen habe. Sie hätten das Tierchen gern mitgenommen, da ja alle Luftfahrer die Gesellschaft einer Katze für glückbringend hielten.

— — — — — — — — — — — — — —

Mit einer Stundengeschwindigkeit von über hundertfünfzig Kilometer flog das Flugzeug Hans Unverzagts über die unermeßliche Eiswüste dahin, dem „großen Nabel" zu, wie die Eskimo den Nordpol nennen. Fest hielt der unerschrockene Lenker die Steuerhebel umspannt. Scharf spähte er aus. Seine nicht minder unerschrockene Gefährtin beobachtete den Kompaß und erteilte, wenn nach diesem die einzuhaltende Richtung verloren ging, die nötigen Anweisungen. Sie hatte auch den Tachometer, der die Zahl der Umdrehungen der Luftschraube anzeigte, im Auge, weiter den Barographen, von dem man die Höhe, in der man sich befand, ablesen konnte, und ferner den Geschwindigkeitsmesser.

Über die Geschwindigkeit, mit der man flog, machte sie sich von zehn zu zehn Minuten eine Notiz und berechnete nach ihnen nach Ablauf jeder Stunde den Weg, den man geschafft hatte.

Nach Umlauf der sechsten Stunde ließ Frau Else verlauten: „Wir sind jetzt ungefähr neunhundert Kilometer weit geflogen. Wenn wir die richtige Richtung eingehalten haben, würden wir demnach nur noch gegen hundert Kilometer vom Pole entfernt sein."

„Hast du Sorge, daß wir von der richtigen Richtung abgewichen sind? Ich habe mich doch jeder deiner Anweisungen genau gefügt."

„Gewiß hast du das getan. Aber der Kompaß will mir schon seit einer halben Stunde nicht mehr recht zuverlässig erscheinen. Die Nadel schwingt oft unregelmäßig hin und her."

Hans Unverzagt schwieg dazu. Aber er dachte daran, daß der Kompaß in diesen nördlichen Breiten nicht mehr in richtiger Weise arbeitet. War es aber so,

wie sollte man dann das Ziel erreichen und sich zurückfinden?

Nach einer kleinen Weile sagte Frau Else beklommen: „Jetzt steht die Nadel fest wie ein Ast. Ich fürchte, wir werden uns verirren.“

„Wenn wir uns darauf versteifen würden, den Pol unter allen Umständen erreichen zu wollen, läge die Gefahr eines Verfliegens allerdings nahe. Wir werden uns ihr aber nicht aussetzen. Zunächst wollen wir einmal niedergehen und uns dabei genau merken, aus welcher Richtung wir gekommen sind. Und nachdem wir uns ein oder zwei Stündchen ausgeruht haben, werden wir den Heimweg antreten.“

„Landen wir also so bald als möglich!“

Hans Unverzagt stellte eine geringere Geschwindigkeit ein, ging tiefer und landete nach kurzer Zeit glatt auf einem weiten ebenen Eisfelde. Gern hätte er den Ort, wo man sich befand, bestimmt, er war auch mit den erforderlichen Instrumenten, mit denen er eine genaue Ortsbestimmung hätte bewirken können, ausgerüstet; aber die Sonne hielt sich dauernd hinter Wolken versteckt. Und sie brauchte er dazu unbedingt. Läßt sich doch in den Polgegenden den ganzen arktischen Sommer hindurch, während dem es keine Nacht gibt und folglich auch kein Stern sichtbar wird, nur mit ihr eine genaue Ortsbestimmung ermöglichen.

Nach zwei Stunden stieg man wieder auf, erstrebte eine Höhe von fünfhundert Meter und schlug die Richtung ein, aus der man gekommen war. Der Himmel hatte sich inzwischen vollständig mit dunklen Wolken überzogen, die Luft war aber still geblieben. Nur wurde sie immer dicker, so daß man mehr und mehr den Ausblick verlor. Schließlich wogte ringsum ein Nebelmeer.

Ob er noch die alte Richtung innehielt, wußte er nicht, konnte es nicht wissen, da in dem Nebel irgendwelche Orientierung ausgeschlossen war. Er fuhr auf gut Glück, verhehlte sich aber das Unsinnige dieses planlosen Darauflosfliegens nicht. Statt nach Süd, steuerte er vielleicht nach West oder Ost.

Seine Bedenken wuchsen. „Wir müssen wieder landen, Else," meinte er endlich finster.

„Wird das bei dem Nebel möglich sein?"

„Wir müssen es wagen."

Vorsichtig ließ Hans Unverzagt das Flugzeug weiter hinabschweben. Als der Barograph eine Höhe von fünfzig Meter anzeigte, begann sich der Nebel ein wenig zu lichten. Da vollständige Windstille herrschte, war es nicht schwierig, nur wenige Meter über der Oberfläche hinzufliegen. Trotzdem war es geradezu ein Wunder zu nennen, daß nach minutenlangem Herumirren eine Landung schließlich glücklich vonstatten ging. Klafften doch in der Nähe der Landungsstelle viele tiefe Eisspalten. Wäre das Flugzeug beim Auslauf nur einige Meter weitergerutscht, wäre es mitsamt seinen Insassen in einer solchen verschwunden.

Darüber machte man sich jetzt jedoch keine Gedanken. Die Hauptsache war, daß der Nebel bald wieder wich.

„Wenn er nun tagelang anhält?" warf Frau Else die Frage auf.

„Er wird schon wieder verschwinden," entgegnete Hans Unverzagt zuversichtlich und behielt damit recht, denn nach einer Stunde erhob sich ein leichter Wind, der die Schwaden zerteilte. Man konnte einen neuen Aufstieg ins Auge fassen.

Aber wohin sich wenden? Wo lag Süden? Die Nadel des Kompasses rührte sich immer noch nicht.

Man hatte keinerlei Anhalt, wohin man Kurs nehmen mußte. Schlug man aber eine falsche Richtung ein, fuhr man unfehlbar dem Tode entgegen.

Was tun?

„Länger dürfen wir hier auf keinen Fall liegen bleiben," entschied Hans Unverzagt, „denn wir sind wahrscheinlich schon ein ganzes Stück von dem geraden Wege abgeirrt und können sonach nicht damit rechnen, daß uns die Zeppelinfahrer hier aufnehmen. Wir müssen aufs Geratewohl losfahren und unsere Hoffnung darauf setzen, daß der Kompaß bald wieder in Tätigkeit tritt und unser Benzinvorrat dann noch bis Franz-Josephs-Land oder doch wenigstens bis zu dem Wege, den die Zeppelinfahrer kommen müssen, ausreicht."

„Also vorwärts!" sagte Frau Else.

Man wendete das Flugzeug von der gefährlichen Eisspalte ab. Hans Unverzagt drehte die Kurbel an. Eine kleine Strecke lief das Flugzeug dahin. Dann erhob es sich leicht wie ein Vogel in die Lüfte.

Nach einer halben Stunde rief Frau Else freudig aus: „Die Kompaßnadel beginnt sich zu bewegen! Steure mehr links, Hans!"

Ihre Anweisungen erfolgten nun in kurzen Zwischenräumen wie in den ersten Stunden nach dem Abfluge. Mit einer Geschwindigkeit von hundertfünfzig Kilometer in der Stunde flog man südwärts.

„Ich halte dafür," ließ sich Hans Unverzagt vernehmen, „daß wir, wenn das mit Treibeis besäte Meer, das wir nach unserem Abfluge überflogen, in Sicht kommen wird, nochmals landen. Ich werde schnell eine Ortsbestimmung vornehmen. Dann können wir scharf und sicher die Richtung auf unsere Abflugstelle bei den Schiffen einschlagen und werden nach nicht langer

Zeit glücklich wieder dort sein. Wir werden den Zeppelinfahrern unser Abenteuer erzählen, was sie natürlich von ihrem Aufstiege nicht abschrecken wird. Da sie nicht nur solch ein kleines Ding von Handkompaß an Bord haben wie wir, sondern mehrere große, auf antimagnetischem Unterbau ruhende, kompliziert konstruierte Schiffskompasse, die sich von auftretenden regellosen magnetischen Strömungen nicht so leicht lahmlegen lassen wie unserer, haben sie auch ganz andere Aussichten, an den Pol zu gelangen, als wie wir sie hatten. Außerdem verfügen sie ja auch über großzügige Hilfsmittel im Falle eines Liegenbleibens mit ihrem Luftschiffe. Hunde und Schlitten wollen sie mitnehmen. Mit Apparaten für drahtlose Telegraphie sind sie ausgerüstet, so daß sie sich jederzeit eine Rettungsexpedition entgegenkommen lassen können."

„Man kann sie beneiden."

„Unsere Niederlage schmerzt mich genau so wie dich, Else. Ich möchte aber den Kampf noch nicht verloren geben. Morgen oder übermorgen erst wollte der Luftkreuzer abfahren. Wie denkst du darüber, wenn wir noch einmal mit ihm in Wettbewerb träten? Wir werden bis dahin ausgeruht sein, fliegen kurz hinter ihm mit unserem Flugzeuge nochmals ab, bleiben immer in angemessener Entfernung von ihm und lassen uns so von ihm bis zum Nordpol hinlotsen, in dessen unmittelbarer Nähe wir ihn erst zu überholen trachten. Dieser ganze Wettflug, besonders aber der Schlußflug, wird scharf werden. Aber wir werden die Beweglicheren und Flinkeren sein. Wir werden siegen!"

„Ein großartiger Gedanke, Hans. Wir fliegen unbedingt mit dem Luftkreuzer nochmals ab. — Wenn wir aber nur erst wieder an Ort und Stelle

wären! Das offene Meer will und will nicht in Sicht kommen."

Man konnte auch in der ganzen folgenden Stunde nichts von ihm erspähen.

Die Luft begann aber wieder dunstig zu werden. Bald konnte man nichts mehr deutlich unter sich erkennen.

Die hoffnungsfreudige Stimmung der beiden Wagemutigen verflüchtigte sich. Bedrückt schwieg man.

Mit einem Male bekam das Geräusch der Luftschraube einen anderen Klang. Es verlor an Nachhaltigkeit und Schärfe. Ein Blick auf den Tachometer lehrte, daß die Umdrehungen nachließen. Irgend etwas mußte am Motor nicht in Ordnung sein. Da setzte er auch schon mit einem lauten Krach aus. Im langsamen Gleitfluge ging es hinab in die Tiefe.

Die Stelle, an der man solchermaßen zu landen gezwungen war, war aber sehr gefährlich. Infolge gewaltiger Pressungen hatte sich das hier den Boden bedeckende fünf Meter starke Eis zusammengeschoben, so daß ein Chaos von sich übereinandertürmenden gigantischen Eisschollen entstanden war. Eisbarrikaden bis zu zwanzig Meter Höhe waren vorhanden. Hans Unverzagt vermochte die schlimme Landungsstelle zu überblicken, da in der unmittelbaren Nähe der Erdoberfläche die Luft fast klar war. Er entwickelte beim Landen eine große Geschicklichkeit. Dennoch trat das Unvermeidliche ein. Das Flugzeug prallte gegen eines der vielen Hindernisse an. Ein Flügel der Luftschraube zerbrach hierbei.

Man stieg aus und besichtigte den Schaden.

Hans Unverzagt zog die Stirn zusammen. „Eine

Ausbesserung ist unmöglich," ließ er dumpf verlauten. „Unser Flugzeug ist ein Wrack."

„Das heißt mit anderen Worten, wir sind dazu verurteilt, in dieser Eiswüste zugrunde zu gehen," erwiderte tonlos Frau Else.

„Unsere einzige Hoffnung bleibt, daß wir uns in der Nähe des Weges befinden, den die Zeppelinfahrer über kurz oder lang kommen werden, und daß wir uns ihnen bemerkbar machen können. Die Sonne scheint allmählich wieder durchzubrechen. Sowie sie wieder sichtbar geworden ist, werde ich eine genaue Ortsbestimmung vornehmen."

Nach einiger Zeit war er dazu in der Lage. Er holte die erforderlichen Instrumente aus der Kabine, kletterte auf die Eisbarrikade, gegen die das Flugzeug angerannt war, äugte, zirkelte, maß und rechnete, schüttelte den Kopf und äugte, zirkelte, maß und rechnete wieder. Er kam aber zu dem gleichen Ergebnis.

„Nun?" fragte Frau Else zu ihm hinauf.

„Wir sind verloren, Else," gab er mit gepreßter Stimme zur Antwort. „Hier kommen die Zeppelinleute nicht vorüber."

„Wo befinden wir uns?"

„Als die Nadel des Kompasses wieder beweglich wurde, muß sie durch irgendwelche ungewöhnliche magnetische Einflüsse einer Ablenkung unterworfen gewesen sein. Jedenfalls sind wir vollständig irregeleitet worden. Nicht nach Franz-Josephs-Land zu sind wir gefahren, sondern nach Sibirien zu. Wir befinden uns in jenem ungeheuren, noch durchaus unerforschten Erdgebiete, das sich von der Linie Kap Tscheljuskin—Neusibirische Inseln nach dem Nordpol hin erstreckt."

Frau Else blickte düster vor sich nieder. Als ihr

Mann wieder herabgeklettert war, warf sie aber den Kopf zurück und sagte: „Unser Schicksal ist also besiegelt. Ergeben wir uns tapfer darein.“

Hans Unverzagt ergriff ihre Hände, drückte sie, während er Mühe hatte, aufsteigender Tränen Herr zu bleiben, umarmte dann sein mutiges Weib und küßte es.

„Ich fühle mich matt und zerschlagen, Hans,“ flüsterte sie, an seinem Halse hängend.

„Auch ich bin todmüde, Else. Wir wollen in unserer Kabine ein wenig schlummern, und wenn uns in einigen Tagen die Lebensmittel ausgegangen sein werden, werden wir uns nicht langen Hungerqualen hingeben. Wir nehmen eine Dosis Opium, mit dem ich mich genügend versehen habe, und legen uns dann nur leicht bekleidet auf das Eis hin. Schnell werden wir einschlafen und, indes uns holde Träume umgaukeln, erfrieren. Unser Tod wird ein leichter sein.“

Er führte sie in die Kabine. Dort entkorkte er eine Flasche, die schweren spanischen Wein enthielt. Frau Else nahm nur einen Schluck zu sich, während er sie hastig leer trank. Er verfolgte damit die Absicht, bald Schlaf finden zu können. Hatten doch, wie gewöhnlich nach langen Luftfahrten, seine Nerven angefangen heftig zu zucken, ein Zustand, in dem es ihm trotz größter körperlicher Müdigkeit nie gelingen wollte, einzuschlummern.

Der Wein regte ihn aber nur noch mehr auf. Deshalb schob er heimlich eine der kleinen Opiumpastillen, die ihm vom Arzt für solche Zustände verordnet worden waren, in den Mund.

Frau Else lehnte in der einen Ecke, er in der anderen. Zu beider Füßen spielte das Kätzchen, das sie auf dem Schiffe von der mitreisenden amerikanischen

Dame geschenkt erhalten und mitgenommen hatten. Es miaute. Frau Else nahm es auf ihren Schoß. Bald sprang es wieder herunter und schmiegte sich gegen die Kabinentür. Sie mußte nicht richtig geschlossen worden sein, denn sie öffnete sich einen Spalt breit, und das Kätzchen schlüpfte ins Freie, wo es wieder miaute.

„Schließe die Tür, Else," sagte Hans Unverzagt, dem es eiskalt an die Füße zog, ärgerlich.

Frau Else wollte aber das Tierchen, das sie sehr liebgewonnen, nicht draußen lassen und lockte es. Es hörte jedoch nicht darauf. Frau Else begab sich deshalb hinaus.

Hans Unverzagt äugte durch eine Scheibe in der Seitenwand der Kabine, bemerkte, wie sich seine Frau umblickte, sich weiter und weiter entfernte und hinter einem Eisblock verschwand.

Er dehnte sich unwirsch in seiner Ecke und rief ihr nach: „Komm doch zurück, Else! Was hat es in unserer Lage für einen Zweck, dem Vieh nachzulaufen!"

Sie antwortete nicht. Aber nach einer Weile hörte er sie aufgeregt nach ihm rufen. Er setzte sich natürlich nun schleunigst in Bewegung. Als er um den Eisblock, hinter dem sie verschwunden war, bog, sah er einen langen, gleichförmigen Eiswall, der nur von einem schmalen Einschnitte unterbrochen wurde, vor sich.

Vor dieser engen Gasse stand Frau Else und hielt ihr Kätzchen im Arme. Mit dem freien anderen winkte sie ihm lebhaft zu.

„Was gibt es denn dort?" rief er.

„Komm nur, Hans! Komm nur!" erwiderte sie mit frohlockender Stimme. „Welch ein Glück, daß ich meinem Liebling, der in diese enge Gasse entwich, nachging!"

Sie drehte sich um und verschwand in der engen Gasse.

So schnell als möglich folgte er ihr.

Der Engpaß hatte die Gestalt eines Halbbogens und war gegen dreißig Meter lang. Nachdem ihn Hans Unverzagt nahezu durcheilt, sah er seine Frau jenseits im Freien stehen. Mit ausgestrecktem Arme in die Ferne zeigend, rief sie ihm entgegen: „Hans, schau nur — schau!“

Noch wenige Schritte und die Ursache ihrer Aufregung wurde ihm offenbar. Staunend verschlang er das Bild, das sich ihm darbot.

Es war nicht unähnlich einem solchen, wie es an hellen Tagen der Bezwinger eines Alpengipfels, dem die dünne Höhenluft eine ungeahnt weite Fernsicht gestattet, genießt. Unter seinen Füßen ewiges Eis. Voraus in der Tiefe ein mächtiger Gletscher. Anschließend glitzernde Schneefelder. Weiter hinab nackter Fels und Geröllhalden. Noch weiter hinab leuchtendgrüne Matten und dunkelgrüne Wälder. Und ganz in der Tiefe ein liebliches Tal. Da es sich hier indessen um ganz andere Entfernungen handelte als bei einem Blick von einem drei- bis viertausend Meter hohen Alpengipfel, war das Bild hier doch wieder ein ganz anderes. Nicht wie dort tausend bis zweitausend Meter unterhalb des Gipfels hoben sich hier schon grüne Matten ab, sondern erst in einer Tiefe von vielleicht viertausend Meter. Die Tiefe erschien überhaupt unbegrenzt. Doch breitete sich über dem, was dicht unterhalb der Vegetationsgrenze folgte, ein türkisblauer Schleier. Am ehesten war demnach der Blick hier mit einem solchen von einer Stelle der Kammhöhe des himmelhohen, in Eis und Schnee erstarrten, schroff in die Ebene des Stromgebiets des

Ganges abfallenden Himalajagebirges in der Gegend des Gaurisankar zu vergleichen.

„Wer hätte hier zwischen der eisgepanzerten Küste Sibiriens und dem eisstarrenden Nordpol ein Land mit grünen Matten vermutet!“ rief Frau Else. „Meiner Ansicht nach haben wir ein ungeheures Senkungsgebiet in Gestalt eines Kessels vor uns. Wie es von unserem Platze aus viele tausend Meter in die Tiefe hinabgeht, wird es jenseits viele tausend Meter zu eisigen Höhen wieder hinaufgehen. So nur kann ich mir das Naturwunder erklären.“

Hans Unverzagt hatte sich inzwischen von seinem Staunen erholt. „Gib dich keinen Illusionen hin, Else,“ entgegnete er finster. „Was wir da vor uns sehen, ist weiter nichts als eine Fata Morgana. Gerade die, die sich in höchster Not befinden, werden grausamerweise besonders gern von derartigen Luftspiegelungen genarrt. So der verschmachtende Wüstenreisende durch eine am Horizont auftauchende Oase mit in den Lüften sich wiegenden Palmenwipfeln. Kommt er näher, zerfließt das Gebilde in nichts. Oder die Besatzung eines hilflos auf hoher See treibenden Wracks durch ein dicht vorüberfahrendes Schiff, auf dem die Besatzung ihrer Beschäftigung obliegt. Die Verzweifelten winken, rufen und schreien. Doch niemand läßt sich auf dem Schiffe beirren. Ruhig fährt es weiter und ist plötzlich verschwunden.“

„Aber sieh doch nur diese Deutlichkeit, Hans! Unmöglich kann dieses wundervolle Panorama eine Luftspieglung sein!“

„Wäre es Wirklichkeit, hätten wir das Wunderland schon aus der Luft entdecken müssen. Das Gebilde wird soeben erst hergezuckt sein und wird ebenso schnell wieder wegzucken.“

„In der Höhe war die Luft so dunstig, daß wir von der Erdoberfläche so gut wie nichts wahrnehmen konnten."

„In der unmittelbaren Nähe der Oberfläche war die Luft aber ziemlich klar. Während wir die letzten fünfzig Meter niederglitten, hätten wir unbedingt einen Blick in das vermeintliche Wunderland tun müssen."

„Ist nicht unbedingt nötig, Hans," beharrte Frau Else. „Die Luft braucht nur hier auf dem Hochlande klar gewesen zu sein, während über dem ungeheuren Senkungsgebiete dichte Nebel, die bis zu unserem Standpunkte heranreichten und die wir für die Erdoberfläche hielten, lagerten. Über dieser Tiefe selbst haben wir sicher auch niemals geschwebt, unser Barograph hätte uns das bestimmt verraten. Erst als die Sonne durchzubrechen begann, werden sich die Nebel verzogen haben, so daß der Blick in die Tiefe frei wurde. Die durch übereinandergetürmte Eisschollen gebildete Erhöhung, auf die du dann kletterteſt, um die Ortsbestimmung vorzunehmen, ist nicht höher als der lange Eiswall hinter uns. Über ihn hast du also auch nicht wegsehen und das Wunderland entdecken können. Mein liebes Kätzchen hier hat es uns erst gezeigt. Wir wollen jetzt zu unserem Flugzeuge zurückkehren, in der Kabine einige Stunden tüchtig schlafen und uns dann zu einem Abstiege in das Wunderland rüsten."

Hans Unverzagt kehrte sich ab und meinte: „Du wirst bald grausam enttäuscht werden, Else. Das Luftgebilde wird in nichts zerfließen."

„Aber überzeuge dich doch nur, wie schon nach wenigen Schritten der Boden abfällt, und wie es dann schroff in die Tiefe geht!"

„Wir werden eben eine Bodensenkung vor uns haben, in der die Fata Morgana in Erscheinung tritt."

„Hole unser Fernglas herbei."

„Den Willen will ich dir tun. Ich rate dir aber, mache dich inzwischen auf alles gefaßt. Jeden Augenblick kann das Luftgebilde verschwinden."

Es war bei seiner Rückkehr noch da. Er übergab das Glas seiner Frau, die es eifrig gebrauchte.

„Wunderbar! Wunderbar!" begann sie zu rufen. „Welch ein riesiger Gletscher, der sich in die Tiefe hinabwindet! Was mag das wohl auf dem nackten Felsen unterhalb der Schneefelder sein? Beim Himmel — eine Herde flinker Gemsen! Und was sich da auf der anschließenden grünen Matte bewegt, das sind weidende Kühe!"

Zitternd vor Erregung reichte sie ihrem Manne das Glas hin.

Auch seiner bemächtigte sich jetzt schnell eine große Aufregung. „Sehe ich denn recht?" stieß er hervor. „Das kann in der Tat keine Luftspieglung sein! Es ist Wirklichkeit, was ich schaue! Auf dem Felsen tummeln sich tatsächlich Gemsen, auf der Matte weiden tatsächlich Kühe!"

„Kannst du nicht noch mehr erkennen, Hans?"

„Gesträuch oder Bäume glaube ich noch zu unterscheiden, dann hindert der türkisblaue Schleier jede weitere Fernsicht. Was mag er uns verhüllen?"

„Vielleicht senkt sich das Land noch viel, viel tiefer hinab."

Hans Unverzagts Phantasie beflügelte sich. Er fühlte sich im Geiste nach Indien versetzt, wo sein Vater Konsul gewesen war, er selbst seine ganze Jugend verbracht hatte. „Wir kommen in paradiesische Gegenden!" fuhr er fort. „Rundweg von der Hand zu weisen

ist eine solche Annahme nicht. Braucht man sich doch bloß vorzustellen, wie es von den eisigen Höhen des Himalajagebirges schroff in die glutheiße Ebene des Ganges hinabgeht. Oder man denke an Afrika. Hart am Äquator wachsen der Kenia und Kilimandscharo auf. Mit ewigem Eis, dem die sengende Tropensonne nichts anzuhaben vermag, sind ihre Gipfel gepanzert. Gewaltige Gletscher winden sich in die Tiefe. Den Fuß der Bergriesen aber umwuchert tropischer Urwald, in dem eine Treibhaustemperatur brütet. Warum soll es also nicht auch in der Nähe des Nordpols eine Gegend geben, in der sich derselbe schroffe Wechsel wiederholt? Nur, daß hier das Umgekehrte der Fall ist. Statt, daß es von mäßigen Erhebungen der Erdoberfläche über Meereshöhe in ungeheure Höhen hinaufgeht, geht es von einer mäßigen Erhebung der Erdoberfläche über Meereshöhe in eine ungeheure Senkung hinab, womit gleichzeitig das Wunder, wie du vorhin schon sehr richtig andeutetest, einigermaßen verständlich wird. Heißer und heißer wird es dem Erdkern zu. Tragen doch in den Tiefen der sibirischen Bergwerke auch im Winter, wenn an der Erdoberfläche eine Kälte von vierzig Grad herrscht, die Bergleute nicht das geringste Kleidungsstück auf dem Leibe, weil sie es vor Hitze nicht anders aushalten können. Und auf der Sohle des tiefsten Bohrloches der Erde sind achtzig Wärmegrade Celsius festgestellt worden. Bei zu Tage liegenden Stellen der Erde, die sich dem Erdkern nähern, wird, weil sie der atmosphärischen Temperatur ausgesetzt sind, dessen Glut natürlich viel langsamer zur Geltung kommen als wie an Stellen unter Tag. Es wird sich, zumal in hohen nördlichen oder hohen südlichen Breiten, schon um ganz gewaltige Senkungen handeln müssen, ehe die Glut des Erd-

kerns die Übermacht über die Außentemperatur erlangt. Eine Senkung von der erforderlichen Tiefe haben wir hier offenbar vor uns. — Was werden wir dort unten in dem Wunderlande erleben, Else?"

„Ob wir Menschen antreffen werden?"

„Warum nicht? Wenn die Tiere, die auf der grünen Matte weiden, wirklich Kühe sind, ist es sogar als sicher anzunehmen, daß wir Menschen, die sie hüten und ihre Milch als Nahrung benützen, vorfinden werden. Daß wir feindlich von ihnen aufgenommen werden, brauchen wir nicht zu befürchten. Wurden doch alle Entdecker von den Urbewohnern der Länder, die sie zuerst betraten, friedlich aufgenommen wie Christoph Kolumbus bei seiner Landung auf Guanahani. — Doch jetzt wollen wir uns nicht weiter in Erwägungen ergehen, sondern uns zu unserem Flugzeuge begeben, in der Kabine einige Stunden ruhen und dann zu dem Abstiege in das Wunderland aufbrechen."

Man war aber viel zu erwartungsvoll gestimmt und aufgeregt, um Schlaf finden zu können. Nach zwei Stunden bereits stand man marschbereit da.

Hans Unverzagt hatte in zwei Decken Lebensmittel eingeschnürt und sich mit den Bündeln beladen, auch hatte er das Fernglas umgehängt. Frau Else trug ihr Kätzchen, von dem sie sich um keinen Preis der Welt getrennt hätte, im Arme. So stieg man los.

Nach einer mühseligen Kletterei erreichte man den Gletscher. Zunächst ließ es sich recht gut auf ihm hinwandern, und man schaffte ein tüchtiges Stück Weg hinab. Später ging es wieder langsamer vonstatten. Im Gletscher traten Eisspalten auf, erst kleinere, dann immer längere und breitere und schier unergründlich tief. Schließlich war man gezwungen,

sich immer dicht an dem inneren Gletscherrande zu halten, was aber wegen der großen, meist mit spiegelblankem Eise überzogenen Steinblöcke, die dort wie angereiht lagen und die man oft überklettern mußte, seine Schwierigkeiten hatte.

Bei einem solchen Steinblocke machte man Rast, aß von den mitgenommenen Vorräten und stieg dann weiter abwärts. Immer tiefer und tiefer ging es hinab. Der Gletscher schien kein Ende nehmen zu wollen. Man keuchte, und der helle Schweiß perlte von der Stirn. Ab und zu mußte man stehen bleiben und Atem schöpfen, da Frau Else wiederholt verlauten ließ, daß es ihr schwarz vor den Augen zu werden drohe. Stellt doch auch ein Abstieg aus großer Höhe auf die Dauer viel größere Ansprüche an den Körper als ein Aufstieg. Der ganze Körper wird wie zerstaucht.

Hans Unverzagt schlug eine zweite ausgiebige Rast vor. Frau Else biß aber die Zähne aufeinander und drängte weiter.

Allmählich ging der schon mehrere Kilometer breite Gletscherstrom noch mehr in die Breite. Er versank schließlich in einem Bett mit steilen, vereisten Wänden. Der Abstieg wurde immer schwieriger. Oft wußte man nicht, wie man weiterkommen sollte. Zumal an einer Stelle, wo der Gletscher um einen mächtigen Eisfelsen herum eine scharfe Wendung machte. Man wagte Sprünge, die, wenn sie zu kurz geraten wären, einen Sturz in bodenlose Abgründe nach sich gezogen hätten. Auf nur handbreiten Bändern mußte man manchmal hinkriechen.

Endlich hatte man diese besonders gefährliche Stelle überwunden. Der Blick voraus in die Tiefe, der mehr und mehr und zuletzt völlig durch den vor-

springenden mächtigen Eisfelsen verloren gegangen war, wurde wieder frei. Gleichzeitig brach man in Rufe des Entzückens aus.

Der Fernblick, der sich den zwei Menschen hier erschloß, war aber auch ein herrlicher. Der türkisblaue Schleier schien sich tausend Meter tiefer gesenkt zu haben, so daß das Auge um so vieles mehr in die Tiefe dringen konnte. Nicht eine grüne Matte nur war unterhalb des Gletscherfußes und der ihn umgebenden Geröllhalden sichtbar, sondern fächerförmig breitete sich eine ganze Anzahl aus. Eine leuchtete immer heller als die andere. Und hinter ihnen wieder tat sich ein breites Tal auf, das mit Büschen und Bäumen bestanden war, und durch das sich das blinkende Band eines Flusses schlängelte. Auf allen den grünen Matten weideten Kühe.

Hans Unverzagt gebrauchte sein Fernglas und überzeugte sich davon, daß es wirklich Kühe waren.

Frau Else fühlte sich durch den Anblick des prächtigen Tales neu belebt. Nach einigem Verweilen stieg man weiter ab und hielt von Stunde zu Stunde eine fernere Rast. Auf einer mit Steinen bedeckten Randstelle des Gletschers gab man sich auch einmal, fest in die Decken gehüllt und eng aneinander geschmiegt, ein paar Stunden dem Schlafe hin. Rüstig wanderte man darauf weiter. So erreichte man schließlich den nackten Felsen, den man schon aus der höchsten Höhe erspäht hatte. Wie ein kleiner Fleck war die Stelle in dem gewaltigen Panorama erschienen. In Wirklichkeit handelte es sich um eine großartige terrassenförmige Gebirgspartie.

Viele hundert Meter ging es von Stufe zu Stufe in das Tal hinunter. Über die ersten der gigantischen Stufen schob sich der Gletscher noch hinab. Dann aber

löste er sich in seiner ganzen Breite in smaragdenes Wasser auf, das über die weiteren Stufen zu Tale sprang. Infolge der unausgesetzten lebhaften Wasserzerstäubung wölbte sich am Fuße der Felsentreppe ein farbenduftender Regenbogen. Einer riesigen, märchenhaft schimmernden Willkommenpforte gleich spannte er sich über den Eingang des herrlichen Tales.

Nachdem man sich hinreichend an dem Bilde ergötzt, ruhte man wieder mehrere Stunden und kletterte dann in das Wunderland hinab. Ruhig weideten auf den grünen Matten die Kühe. Ihre Kälber tummelten sich um sie her. Aber von einem menschlichen Wesen war nirgends eine Spur zu entdecken.

Und doch schien das schöne bunte Vieh kein wildlebendes zu sein. Ohne sich irgendwie ungebärdig zu zeigen, ließ sich eine große Schecke von Frau Else melken. Die Milch schmeckte prächtig.

Seltsam gestärkt setzte das Ehepaar seine Wanderung fort.

Die Büsche des Tales waren vielfach Haselnußbüsche, die mit reifen Nüssen behangen waren. Unter dem Gebüsch lockten leckere Walderdbeeren und Brombeeren in reicher Menge. Die Bäume, die bald hier bald dort zwischen den Büschen und Sträuchern aufzuwachsen begannen, waren zunächst gewöhnliche Waldbäume. Nach einem Stündchen Wanderung mischten sich jedoch unter sie Äpfel-, Birn- und Pflaumenbäume, deren Zweige unter der Last ihrer edlen Früchte zu brechen drohten. Wild war zahlreich vorhanden und so zahm und zutraulich, daß sich ein Reh zum Beispiel von Frau Else ruhig streicheln ließ. Vögel zwitscherten im Geäst. Bunte Schmetterlinge gaukelten über dem mit wohlriechenden Blumen bedeckten Boden.

Eine Art Rausch kam über die beiden Menschen.

„Befinden wir uns nicht wie im Paradiese?“ rief Frau Else ein Mal über das andere aus.

„Wie im Paradiese!“ pflichtete ihr lebhaft ihr Mann bei.

Fühlte man sich ermüdet, hielt man lange Rasten. Oft lagerte man an einer Stelle ganze zwölf Stunden. Gemächlich wanderte man dann, immer den Lauf des durch die Mitte des Tales hinströmenden Flusses verfolgend, weiter. Wegen der Bäume hatte man keine große Fernsicht mehr. Aber das konnte man wahrnehmen, wie die Lehnen des Tales mehr und mehr zurückwichen. Ständig fiel der Talboden sanft ab. Einem menschlichen Wesen begegnete man auch jetzt nicht.

Man rechnete nicht mit der Zeit. Anderthalb Wochen mochten seit dem Abstiege in das Tal vergangen sein, als in den munter dahinplätschernden Fluß vermehrtes Leben geriet. Von fernher hörte man ein Rauschen. Man beschleunigte seine Schritte. Bald gelangte man an den Rand eines gewaltigen, reichlich tausend Meter dachartig abfallenden Berghanges, über den sich der Fluß hinabstürzte. Weit konnte der Blick von hier aus wieder in die Ferne schweifen.

Der Hang war bewachsen mit Orangengebüsch, Feigen-, Maronen- und Mandelbäumen, mit Paradiesäpfel- und Johannisbrotbäumen und Pfirsich- und Pomeranzensträuchern. Teils blühten die Büsche, Sträucher und Bäume, teils trugen sie reife Früchte. An den Maronenbäumen rankte sich edler Wein hinauf, und goldhelle und tiefblaue Riesentrauben boten sich, aus dem Gezweig herniederhängend, lockend dar.

Am Fuße des Hanges breitete sich eine weite

Ebene aus, die von dem Flusse, der sich in unzählige kleine Arme zerteilte, bewässert wurde. Das ganze Land da unten strotzte von Fruchtbarkeit. Im Herzen der Ebene wiegten, wie durch das Fernglas zu erkennen war, Palmen ihre Wipfel in der blauen Luft. Eine tropische Vegetation schien also dort zu gedeihen.

Hans Unverzagt stellte sein Fernglas auf die größte Sehweite ein und erkannte, wie rings um diesen Garten Eden in den Himmel tauchende Berge emporragten. Das Tal, durch das man niedergestiegen war, endete demnach in einem riesengroßen Bergkessel.

„Wahrlich," sagte der ergriffene Mann, „dieses Land ist das der Menschheit verlorengegangene Paradies. Wir zwei wurden dazu auserſehen, es wiederzufinden. Wir wollen uns dieser Gnade würdig zu erweisen suchen, Else, damit uns nicht ein Schicksal ereilt, wie es über die ersten im Paradies lebenden Menschen hereinbrach."

Man pilgerte an dem Rande des hohen Hanges hin, da man sich an dem Landschaftsbilde nicht satt sehen konnte.

Mit einem Male blieb man jedoch erschreckt stehen. Was regte sich dort im hohen Grase? Schwerfällig erhob sich ein elefantenähnliches Tier. Es trug einen Pelz von langem rotbraunen Wollhaar und war bewehrt mit zwei mächtigen, nahezu einen Kreis beschreibenden Stoßzähnen. Ein zweites solches Ungeheuer wuchtete sich auf. Ein drittes — ein viertes.

„Mammute," flüsterte Hans Unverzagt. „Tiere, die die Welt für ausgestorben hält, und deren Kadaver man nur noch, manchmal vollständig mit Fleisch und

Haut und Haar, im festgefrorenen, seit vielen Tausenden von Jahren nicht aufgetauten Uferschlamm der nordsibirischen Flüsse findet."

„Befürchtest du, daß uns die Ungeheuer angreifen werden?" fragte Frau Else ängstlich.

„Ich bin überzeugt, daß sie uns kein Leid zufügen werden."

Diese Annahme sollte sich als richtig erweisen. Langsam stampften die Riesentiere näher heran, betrachteten die beiden Menschen eine Weile neugierig mit ihren lebhaften Schweinsäuglein und stampften dann weiter.

Frau Else atmete erleichtert auf. Nicht lange danach erschrak sie jedoch von neuem. Wieder erhob sich ein Stück voraus ein riesiges Tier aus dem Grase. Es war ein Knochennashorn mit zwei Hörnern auf der Nase, eine Tiergattung, die, ebenso wie die Mammute, vor der Eiszeit scharenweise das ganze Nordgebiet bevölkerte.

Auch dieses gefährlich aussehende Tier glotzte eine Weile neugierig die beiden Menschen an und trottete dann ruhig weiter.

„Wunder über Wunder erleben wir!" rief Hans Unverzagt aus. „Laß uns jetzt in den Garten Eden hinabsteigen, Else — neuen Wundern entgegen!"

Langsam begann man niederzusteigen. Oft verweilte man aber an der und jener Stelle, um sich an den schwellenden Früchten und Trauben der Sträucher, Ranken, Büsche und Bäume zu erlaben. Man wußte gar nicht, nach was man zuerst greifen sollte: ob nach gelben Aprikosen, nach einer blaufunkelnden Riesentraube, nach einem bordeauxfarbenen Riesenpfirsich, nach einer rotglühenden Orange, nach einer saftiggrünen Feige, nach strohgelben Krachmandeln, braunen

Maronen oder nach auf dem Boden in Menge wachsenden tiefgelben Melonen.

Am Fuße des Hanges hielt man eine ausgiebige Rast und drang dann auf dem flachen Lande vor. Die Vegetation steigerte sich hier zu höchster Üppigkeit und war ausgeprägt tropisch. Allerorts wuchsen Ananasbüsche und mächtige Bananenstauden, Abakatebüsche, Litschibäume, Akis, Jabutikabas, Dökös, Kambukas, Tangerinen, Dattelpalmen, Kokos- und Weinpalmen. Farbenglühende Tropenpflanzen erfüllten im Verein mit Gewürzstauden die Luft mit balsamischen Düften. Buntfarbene Vögel wiegten sich in den Zweigen von fünfzehn Meter hohen Mangobäumen, zwanzig Meter hohen Sapotillbäumen und fünfundzwanzig Meter hohen Mangostanenbäumen.

Hans Unverzagt war aus seiner Jugendzeit her mit dieser tropischen Urwelt wohlvertraut. Erinnerungen überwältigten ihn, er schaute und schaute nur, während Frau Else immer wieder entzückt ausrief: „Ja, das ist das Paradies!“

Was galt den beiden glücklichen Menschen die Zeit! Sie kehrten sich nicht an sie. Froh und heiter verbrachten sie die nächsten Tage.

Nur eine Betrübnis widerfuhr ihnen. Nach einer Rast war Frau Elses Kätzchen verschwunden. Man lockte es und suchte nach ihm. Aber es war und blieb weg.

Von dem Drange beseelt, das ganze Land kennen zu lernen, wanderte man schließlich weiter und gelangte bis ins Herz der blühenden Ebene. Die unzähligen kleinen Arme, in die sich der Fluß am Fuße des hohen Hanges zerteilte, trafen hier wieder zusammen und fielen mit anderen Wasseradern, die von den seitlichen und gegenüberliegenden Höhen stammten, in einen

riesigen, kraterähnlichen Trichter, in dem sie mit hohlem Brausen verschwanden.

Lange blickte man in die grundlose Tiefe.

Gedankenvoll ging man endlich weiter. Die Umgebung des Schlundes war ausschließlich Buschland. Erst nach einer längeren Wanderung traf man wieder auf Bäume. Besonders ins Auge fiel ein Hain hoher dunkler Zypressen, zumal er sich auf einer kleinen Bodenwelle befand. Als man sich ihm näherte, hörte man plötzlich eine Katze miauen. Richtig, dort unter den ersten Bäumen saß ein weißes Kätzchen! War es das entwischte? Mit Schmeichelworten ging Frau Else langsam auf das Tierchen zu. Es wich zurück. Im Haine drinnen ließ es sich aber doch haschen. Es war wirklich das verschwundene Kätzchen.

Sorgsam hielt Frau Else ihren wiedererlangten Liebling im Arme und streichelte ihn. Ihr Mann streichelte das zierliche Tierchen ebenfalls und belegte es mit Kosenamen.

Als man dann in dem Haine Umschau hielt, entdeckte man in ihm versteckt einen stillen Weiher, der weder einen Zufluß noch Abfluß zu haben schien. Regungslos standen die feierlichen Bäume rings um ihn her. Kein Laut war hörbar. Der Ort schien wie geweiht. Was aber besonders verblüffte, war die große Spiegelkraft der klaren Wasserfläche. Man konnte sich in ihr betrachten wie in dem kostbarsten geschliffenen Salonspiegel.

Frau Else fühlte sich im ersten Augenblicke freudig davon berührt. Schnell wurde sie dann aber traurig. Hatte sie doch in der erlebnisreichen letzten Zeit völlig vergessen, daß ihre ganze linke Gesichtshälfte bis zum Halse hinab mit entstellenden Brandmalen bedeckt war, und nun wurde sie plötzlich wieder grausam

daran erinnert. Sie wandte sich ab. Es kostete aber sie wie ihren Mann eine gewisse Überwindung, sich von dem feierlichen Orte zu trennen.

Nachdem man den Hain verlassen, durchstreifte man den angrenzenden, aus Fruchtbäumen und früchtetragenden Büschen, Sträuchern und Stauden bestehenden Wald, aß nach Gefallen von den köstlichen Früchten und hielt dann Ausschau nach einem geeigneten Ruheplatze.

Frau Else schlug vor, nach dem stillen Haine zurückzukehren. Ihr Mann war damit einverstanden. Hätte er doch gerade denselben Vorschlag machen wollen.

Man wandte sich also nach dem Zypressenhaine zurück, lagerte sich auf der Böschung der Bodenwelle, auf der er sich erhob, und verfiel in einen langen Schlaf.

Hans Unverzagt erwachte zuerst wieder. Er stützte den Kopf in die Hände und sann vor sich hin. Nach einer Weile schlug auch Frau Else die Augen wieder auf. Genau so wie ihr Mann schien sie voller Gedanken zu sein.

„Habe ich aber einen eigentümlichen Traum gehabt, Hans,“ ließ sie gedehnt verlauten.

„Einen eigentümlicheren als wie ich wohl kaum.“

„Das möchte ich vorläufig bezweifeln. Erzähle mir einmal deinen Traum.“

„Eine Stimme rief laut: ‚Hans Unverzagt, erwache!‘ — Ich sprang auf die Füße, blickte mich verwundert um, konnte aber niemand entdecken.“

„Was du sagst! Genau dasselbe habe ich in meinem Traume erlebt! ‚Else Unverzagt, erwache!‘ rief die Stimme, die ich hörte. Ich erhob mich, nirgends war aber jemand zu erspähen. Fahre also mit der Erzählung deines Traumes fort, Hans.“

„Plötzlich hörte ich die Stimme weitersprechen: ‚Hans Unverzagt, ich ließ dich und deine Frau das der Menschheit verlorengegangene Paradies wiederfinden. Ihr werdet darin ewig ein goldenes Leben führen, wenn ihr euch an dieses mein Gebot haltet: Rührt das Wasser des Weihers in dem Zypressenhaine, bei dem ihr weilt, nicht an, außer ich gebe euch ausdrücklich die Erlaubnis dazu! Der Weiher ist ein Radiumweiher. Seinem Wasser wohnt die Kraft inne, alle dem Körper anhaftenden Unschönheiten und Gebresten abzuwaschen und ihn zu verjüngen. An einem Tage des Jahres, in dem ihr euer fünfzigstes Lebensjahr vollendet, werde ich euch zum ersten Male erlauben, die Wunderkraft des Wassers an euch zu erproben. Keinenfalls früher! Meidet jetzt also das Wasser!‘ So sprach die Stimme zu mir.“

„Alles das habe auch ich vernommen, Hans. Ich bin durch die Übereinstimmung unserer Träume bestürzt. Sicherlich besitzt das Wasser jene Wunderkraft.“

„Wie dem auch sein mag, Else, an das Gebot wollen wir uns jedenfalls unbedingt halten, damit uns, wie ich dies schon einmal bemerkte, nicht etwa ein Schicksal ereilt, wie es über die ersten im Paradiese lebenden Menschen hereinbrach.“

„Du bist also nicht dafür, daß wir einmal einen kleinen Versuch mit dem Wasser machen?“

„Ich muß dich ernstlich bitten, Else, niemals wieder auch nur eine Andeutung nach dieser Richtung hin auszusprechen.“

Frau Else schwieg. Aber nur eine kurze Minute. Dann schlang sie den Arm um den Nacken ihres Mannes und schmeichelte: „Hänschen, laß mich nur einmal mit der Fingerspitze das Wasser berühren und damit

über meine linke Gesichtshälfte streichen. Sieh, wenn hierdurch die Brandmale, die mich so schrecklich entstellen, verschwänden, würde ich nicht erst in zwanzig Jahren, wenn wir fünfzig Jahre alt geworden sind, wieder eine schöne Frau werden, sondern sogleich. Nur für dich möchte ich ja recht schnell wieder schön werden. Erweise mir also die Liebe und widersetze dich nicht meiner Bitte.“

Hans Unverzagt wollte ihren Arm abschütteln. Doch sie umschlang seinen Nacken nur noch fester, hing sich an seinen Hals, küßte ihn auf den Mund und bettelte zwischendurch immer wieder: „Bitte, bitte, mein lieber Hans, erlaube es mir!“

Gewaltsam machte er sich endlich von ihr frei und schalt erzürnt: „Du bist die richtige zweite Eva! Ganz wie die erste bist du nicht imstande, dich an ein einfaches Gebot zu halten. Leichten Herzens willst du es übertreten und dir damit das Paradies verscherzen. Aber ich werde wachsamer und willensstärker sein als der erste Mann im Paradiese. Unausgesetzt werde ich auf dich aufpassen und es zu verhindern wissen, daß du dich dem Radiumweiher näherst. Mit Schmeicheln und Bitten wirst du bei mir niemals etwas erreichen.“

Sie trotzte. Doch als sie bemerkte, wie die Zornader auf seiner Stirn stärker zu schwellen und sich dunkelrot zu färben begann, ein Anzeichen, von dem sie wußte, daß es dann nicht ratsam war, ihn noch mehr zu reizen, fügte sie sich und ging mit ihm.

Nach einer halben Stunde Wanderung, während welcher man keine Silbe miteinander gewechselt hatte, schützte sie jedoch Mattigkeit vor. Seufzend lagerte sie sich unter einem breitästigen Mangobaume. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als dasselbe zu tun.

Nach einigen Stunden wollte er weiter. Allein sie war nicht zu bewegen, sich zu erheben.

Auch in den folgenden zwölf Stunden waren alle seine Bemühungen, sie zur Weiterwanderung zu veranlassen, vergeblich.

„Wie Blei liegt es mir in den Gliedern,“ gab sie ihm ständig mit leidender Miene zur Antwort. „Wahrscheinlich werde ich ernstlich krank werden. Quäle mich nicht und laß mich hier liegen.“

Er brachte ihr Mangopflaumen, Zucker- und Apfelbananen, saftige, den Orangen ähnelnde Mangostanenfrüchte, lieblich mundende Anonafrüchte, butterweiche Riesenbirnen der Abakate, auf der Zunge zerfließende Sapoti, aromatische Litschi, mit denen die Chinesen ihren Tee versüßen, erfrischende Tangerinen, Jabutikabas, Akis, Dökös und Rambukas. Sie naschte von dieser und jener köstlichen Frucht und trank auch die Milch einer Kokosnuß, die er mit einem Steine zerschlagen hatte.

Darauf verfiel sie in einen langen Schlaf. Getreulich wachte er an ihrer Seite.

Als sie endlich erwachte, fühlte sie sich immer noch nicht kräftig genug, um die Wanderung fortzusetzen. Wieder brachte er ihr Früchte, Trauben, Nüsse und Beeren und baute auch auf ihre Bitte hin eine kleine Hütte aus Zweigen um sie auf. Dabei merkte er, wie ihm vor Müdigkeit fast die Augen zufielen. Hatte er doch nun seit reichlich vierundzwanzig Stunden nicht geschlafen. Eine innere Unruhe hielt ihn jedoch davon ab, sich dem Schlafe hinzugeben.

Stunde um Stunde kämpfte er weiter mit seiner Müdigkeit, bis schließlich die Natur ihr Recht erzwang. Er sank neben der kleinen Laubhütte hin und schlummerte sofort ein.

Noch war aber eine Stunde nicht verflossen, wachte er schon wieder auf und fuhr, erschreckt darüber, daß ihn der Schlaf übermannt, empor. Nichts Gutes ahnend, blickte er schnell in die Hütte. Frau Else war mitsamt ihrem Kätzchen daraus verschwunden.

Er rief nach ihr. Keine Antwort erfolgte.

Verzweifelt griff er sich an die Stirn. Dann lief er, was er laufen konnte, zu dem eine halbe Stunde entfernten Zypressenhain. Keuchend langte er bei ihm an, drang in ihn ein, hörte das Kätzchen miauen und sah es zwischen den Bäumen hinschleichen. Seine Vermutung war also keine falsche gewesen. Sicherlich weilte seine Frau hier.

Richtig fand er sie, wie sie neben dem Radiumweiher kniete und ihr Gesicht in dem klaren Wasserspiegel betrachtete.

Als sie ihren Mann gewahr wurde, erhob sie sich und jauchzte: „Schau mich an, Hans! Wie weggewischt sind die bösen Brandmale von meinem Gesicht! Aber nicht nur das habe ich mit einer einfachen Waschung erreicht! So, wie ich als achtzehnjähriges Mädchen aussah, sehe ich jetzt wieder aus! Welch eine Wunderkraft wohnt diesem Wasser hier inne! Erprobe es schnell auch einmal an dir!“

Er stand da und nagte an der Unterlippe.

Sie tänzelte auf ihn zu. Doch ehe sie bei ihm war, wurde es mit einem Schlage ringsumher finster. So stockfinster, daß man die Hand vor den Augen nicht erkennen konnte. Und in den Wipfeln der Zypressen begann es seltsam zu rauschen.

„Die Vergeltung naht!“ fuhr es Hans Unverzagt durch den Sinn. „Wie die zwei ersten Menschen werden auch wir beide jetzt aus dem Paradiese getrieben werden. Ewig wird es uns verloren sein.“

„Hans!“ rief Frau Else. „Hans — wach doch auf! Hörst du denn das eigentümliche Rauschen und Brausen nicht?“

Er fühlte sich an der Schulter gerüttelt, zwinkerte mit den Augen und bemerkte, wie seine Frau in der Kabine ihres Flugzeuges neben ihm saß, ihr Kätzchen auf dem Schoße. Verständnislos blickte er sie an.

„Ein Sturm scheint im Anzuge begriffen zu sein,“ fuhr sie fort.

„Wie?“

„Hörst du denn das Rauschen und Brausen immer noch nicht?“

Er schlug sich mit der flachen Hand gegen den dumpfen Kopf.

„Hans,“ sagte sie vorwurfsvoll, „was soll das heißen?“

„Else,“ würgte er hervor, „ich bin außer mir. Soeben noch unten in den gesegneten Gefilden des Paradieses und im Handumdrehen wieder hier oben in der eisstarrenden Einöde. Hättest du dich doch an das Gebot gehalten!“

Sie sah ihn erstaunt und beängstigt zugleich an. „Was redest du für tolles Zeug? Soeben noch im Paradiese? An ein Gebot soll ich mich nicht gehalten haben? Du scheinst während des Stündchens Schlaf in deiner Ecke da sehr lebhaft geträumt zu haben. Scheinst überhaupt noch nicht wieder richtig wach zu sein. Ermuntere dich doch endlich!“

„Während des Stündchens Schlaf in meiner Kabinenecke?“

„Nun ja! Viel länger werden wir hier nicht geschlafen haben.“

Er rieb sich die Augen und nahm wahr, wie auf der linken Gesichtshälfte seiner Frau nach wie vor

die Brandmale leuchteten. Kopfschüttelnd fragte er: „Else, sag, wie war es doch zuletzt?“

„Zuletzt? Nun, wir wurden uns darüber einig, daß unser Schicksal besiegelt sei, und versprachen uns, uns tapfer darein zu ergeben. Da wir uns müde fühlten, lehnten wir uns hier in der Kabine ein jedes in eine Ecke. Wie ich an deinen Atemzügen hörte, bist du vor mir eingeschlafen.“

„Das Kätzchen ist nicht ins Freie entwichen?“

„Wie sollte es? Die Tür ist doch fest geschlossen!“

„Und du bist ihm nicht gefolgt?“

„Wie du, so habe auch ich keine Minute die warme Kabine verlassen.“

Hans Unverzagt erinnerte sich der Opiumpastille, die er, weil er wegen seiner zuckenden Nerven keinen Schlaf hatte finden können, heimlich zu sich genommen. Wahrscheinlich hatte er statt einer zwei erwischt. Die Wirkung war der so lebenswahr geträumte absonderliche Traum, aus dem er nun mit dumpfem Kopfe erwacht, gewesen.

Er holte tief Atem und seufzte: „Also war das mit dem Paradiese hier im eisigen Norden wirklich nur ein Traum! Wie konnte ich nur einen einzigen Augenblick glauben, daß es anders sei! Ewig ist der Menschheit das Erdenparadies verloren. Keiner wird es je wiederfinden.“

Das Rauschen hatte sich inzwischen wesentlich verstärkt. Frau Else wurde durch das lautere Geräusch von einer Entgegnung abgelenkt und rief aus: „Welch ein eigenartiges Brausen!“

Hans Unverzagt war völlig niedergeschmettert. „Einer der wilden Polarstürme wird heraufziehen,“ antwortete er. „Wochenlang sollen diese wütenden Orkane anhalten. Wir werden ihn nicht überleben.“

Er umarmte sein Weib und flüsterte ihr ins Ohr: „Mutig wollen wir sterben, wie wir uns das schon versprachen. Unser Ende wird nicht schwer sein.“

Das Kätzchen, das von Frau Elses Schoß gesprungen war, schmiegte sich jetzt nicht nur, wie es Hans Unverzagt im Traume erlebt, gegen die Kabinentür und miaute, sondern tat das in Wirklichkeit. Im nächsten Augenblicke schlüpfte das Tierchen ins Freie. Hans Unverzagt hatte nämlich plötzlich seine Frau aus den Armen gelassen, hatte die Tür aufgerissen und war hinausgestürzt.

Ein Surren, das er zwischen dem Rauschen herausgehört, hatte ihn zu diesem ungestümen Vorgehen veranlaßt.

„Else!“ schrie er wie besessen. „Else!“

Im Nu streifte er seine Pelzjacke ab und schwenkte sie um den Kopf.

Frau Else stürzte ebenfalls hinaus, stieß einen Schrei aus, streifte dann gleichfalls ihre Pelzjacke ab und schwenkte sie hin und her.

In hundertfünfzig Meter Höhe und keine dreihundert mehr entfernt kam Z XXX herangefahren. Majestätisch steuerte der riesige Luftkreuzer daher.

Wie ein Eichhörnchen kletterte Hans Unverzagt auf den Eisschollenhügel, auf dem er die Ortsbestimmung bewirkt, und setzte oben sein Winken mit der Pelzjacke fort. Er schrie auch aus voller Brust: „Halt! Halt! Nehmt uns auf!“ Immer wieder und immer lauter, obgleich er sich hätte sagen müssen, daß man wegen des Rauschens, Brausens und Surrens der Luftschrauben und Motore seine Rufe auf dem Luftfahrzeuge nicht würde hören können.

Aber man hatte in dem Luftkreuzer die beiden Menschen da unten auf dem Eise schon erspäht. Seine

Fahrt verlangsamte sich, sein Bug senkte sich. Mit einem glänzenden Manöver erreichte das prächtige Luftschiff eine Höhe von nur fünfzig Meter. Genau über den beiden Menschen angekommen stoppten seine Maschinen vollständig ab. Die Luftschrauben liefen sich aus. Still und nahezu bewegungslos hing der riesige Körper wie ein Gebilde der ausschweifendsten Phantasie über der eisstarrenden, schweigenden Pollandschaft in den Lüften.

Hinter jedem Fenster der drei langen Kabinen und der Verbindungsgänge war ein Kopf sichtbar. In der vorderen Kabine wurde ein solches geöffnet.

„Hallo!" rief eine markige Stimme herab. „Versteht ihr mich?"

Jede Silbe war in der Stille vernehmbar.

„Jawohl!" schrie Hans Unverzagt zurück. „Wir sind es, die wir euch den Rang ablaufen wollten! Wir haben uns aber verirrt! Unser Flugzeug ist wrack! Laßt uns nicht in der Eiswüste hier umkommen!"

„An dieser Stelle können wir nicht tiefer gehen oder landen! Wendet euch nach links! Ich sehe da ein weites ebenes Eisfeld!"

Der Arm des Zeppelinkapitäns wies dabei nach der Richtung, in der sich nach Hans Unverzagts Traum das Paradies befinden sollte.

Schnell kletterte Hans Unverzagt von seinem Eishügel wieder herab. Frau Else gelang es unterdessen, ihr entwichenes Kätzchen an sich zu locken. Nur das Tierchen nahm man mit. Sonst ließ man in dem wracken Flugzeug alles im Stich und schlug die bezeichnete Richtung ein. Ein langer gleichförmiger Eiswall mit einem Engpaß, wie ihn Hans Unverzagt im Traume erblickt, war nirgends vorhanden, nur unregelmäßige Eisblöcke wehrten vielfach ein schnelles

Vorwärtsstreben. Aber man überwand sie, und bald sah man ein weites ebenes Eisfeld vor sich.

Das riesige Luftschiff schwebte bereits über der blinkenden Fläche. Tiefer und tiefer kam es hernieder. Das Ehepaar lief zu ihm hin, so schnell es nur laufen konnte. Eine Strickleiter wurde ausgeworfen. Langsam schleifte ihr Ende am Boden hin. Zuerst kletterte Frau Else hinauf. Eine Minute später befand sich auch ihr Mann an Bord.

Sie waren geborgen.

Der prächtige Luftkreuzer stieg darauf sogleich wieder zu einer Höhe von hundertfünfzig Meter empor und setzte sich wieder in volle Fahrt.

Hans Unverzagt stand in der Nähe eines Fensters der mittleren Kabine und berichtete seinen Rettern, daß er den Pol nicht erreicht habe, und wie es ihm mit seinem Flugzeuge ergangen war. Dabei spähte er jedoch immer wieder durch das Fenster in die Tiefe. Weithin war von der Höhe aus das unerforschte Gebiet, das sich zwischen Sibirien und dem Pole erstreckt und in dem er im Traume geweilt, zu überblicken. Alles starrte in Eis. Die ganze Gegend war flach.

„Mein Traum war zu schön, um wahr zu sein," dachte er voll Wehmut.

Er erfuhr dann auch, wie es sich zugetragen, daß seine Frau und er in der abseits von dem geraden Wege Franz-Josephs-Land—Nordpol liegenden Eiswüstenei, in der sie mit ihrem Flugzeuge gestrandet waren, aufgefunden worden waren.

Mit Rücksicht auf das wettbewerbende Flugzeug und die günstige Wetterlage war der Z XXX früher, als ursprünglich ins Auge gefaßt, abgefahren. In sicherer Fahrt hatte er nicht nach zehn Stunden, wie die Zeppelinfahrer gerechnet, sondern bereits nach

neun Stunden den Nordpol erreicht. Man hatte dort eine Landung bewirkt, und die mitfahrenden Gelehrten hatten den geographischen Punkt aufs peinlichste bestimmt. Nach vierstündigem Aufenthalt war der Z XXX dann wieder aufgestiegen und hätte zweiundzwanzig Stunden nach seiner Abfahrt wieder in Franz-Josephs-Land sein können, also zwei Stunden früher, als man veranschlagt. Diese zwei Stunden hatte man nicht unausgenützt lassen wollen. Einstimmig hatten die kühnen Luftschiffer beschlossen, einen kleinen Umweg in der Richtung auf Kap Tscheljuskin zu zu machen, um so wenigstens einmal einen Blick auf einen Teil des noch gänzlich unerforschten ungeheuren Gebiets nördlich der Linie Kap Tscheljuskin—Neusibirische Inseln zu tun, um so mehr, als noch nicht einmal ein Viertel der mitgenommenen Benzinvorräte aufgebraucht worden war und man durch Funkenspruch von der auf Franz-Josephs-Land eingerichteten Wetterbeobachtungsstation in Erfahrung gebracht, daß die günstige Wetterlage aller Wahrscheinlichkeit nach andauern würde. Da man ferner aber auch von dort verständigt worden war, daß das vorausgeflogene Flugzeug, das ihnen den Rang hatte ablaufen wollen, noch nicht zurückgekehrt war, hatte man wie während des ganzen Hinwegs nun auch auf dem Rückwege fortgesetzt scharf nach ihm Ausschau gehalten. Als sich Hans Unverzagt seine Pelzjacke vom Leibe gerissen und mit ihr ungestüm gewinkt hatte, hatte man von dem Luftkreuzer durch Ferngläser das wrackgewordene Flugzeug unten auf dem Eise längst entdeckt gehabt.

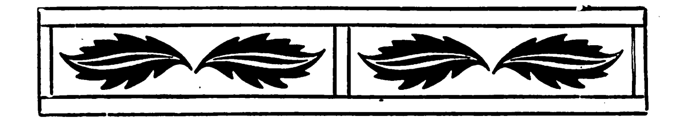
Befehle erschallten. Z XXX drehte bei und nahm jetzt geraden Kurs auf Franz-Josephs-Land. Rauschend durchschnitt er die Lüfte.

Nach einigen Stunden blinkte in der Ferne voraus das mit Treibeis besäte offene Meer, das Franz-Josephs-Land von dem Polgebiet trennt. Stolz und sicher überfuhr es der Luftkreuzer.

Der Aufstiegplatz kam in Sicht. Die zwei Expeditionsschiffe und die beiden Lloyddampfer prangten im Schmucke von vielen Hunderten von bunten Wimpeln und Fähnchen. Böller wurden gelöst. Musik spielte die Nationalhymne. Die tausend dort oben im hohen Norden anwesenden Menschen brachen in begeisterte Hochrufe aus.

Glatt landete der stolze Luftkreuzer an der Stelle, von der aus er sich vor genau vierundzwanzig Stunden und neunzehn Minuten in die Lüfte erhoben hatte.





Die Radiotherapie.

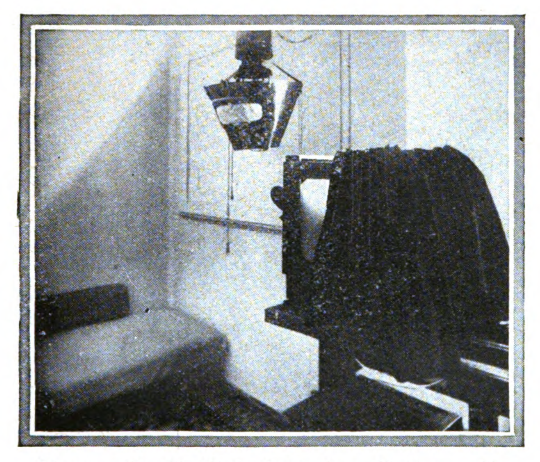
Von Dr. F. Parkner.

Mit 8 Bildern. **(Nachdruck verboten.)**

Schon kurze Zeit, nachdem P. und S. Curie in Paris das Radium entdeckt und die Eigenheiten der von ihm ausgesandten Becquerelstrahlen genauer untersucht hatten, ging man, wie bei den Röntgenstrahlen, daran, sie für die Zwecke der Heilkunde auszunützen. Wie immer knüpften sich auch an diese Entdeckung zuerst überschwengliche Hoffnungen, so daß der Rückschlag nicht fehlen konnte; das eingehende Studium ergab dann aber wiederum, daß in der Tat in einer Reihe von Fällen von den Einwirkungen des Radiums und anderer radioaktiver Stoffe bemerkenswerte Heilerfolge festzustellen waren. Heute ist daher die Radiotherapie, wie man diese Behandlungsweise nennt, wissenschaftlich anerkannt, und es gibt bereits eine Anzahl von Instituten für Radiotherapie, die außer der praktischen Anwendung auch zugleich die Fortführung der wissenschaftlichen Untersuchungen zum Ziel haben.

Die Becquerelstrahlen, die nicht nur das Radium, sondern auch das Uranium, Thorium, Aktinium und Polonium aussendet, sind unsichtbar und durchdringen dünne Stoffe, werden aber nicht wie die Lichtstrahlen reflektiert und gebrochen. Man erkennt ihr Vorhandensein durch ihre Wirkungen. So bringen sie einen

Fluoreszenzschirm zum Schimmern, beeinflussen die photographische Platte und ionisieren die Luft und Gase, das heißt machen sie für die Elektrizität leitend. Beispielsweise wird durch sie die Luft in so hohem Grade leitend gemacht, daß durch die Nähe eines Radiumpräparates eine geladene Leidener Flasche ihre Ladung allmählich gänzlich verliert. Die Jonisierung

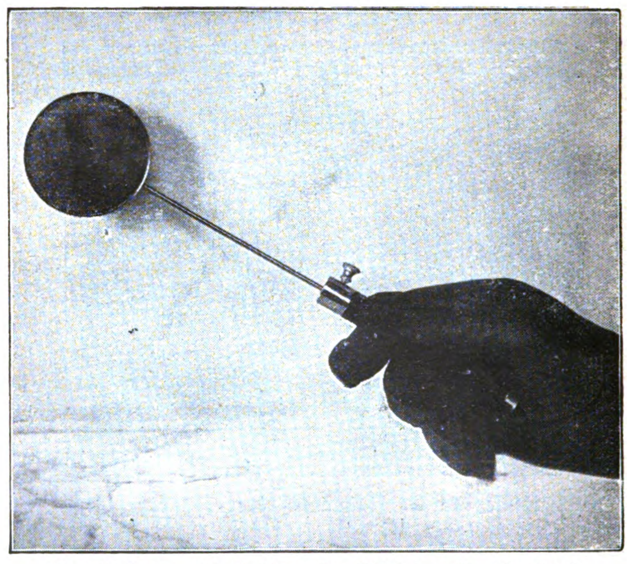


Zimmer für die Aufnahme einer Radiographie.

erkennt man daran, daß ein geladenes Elektroskop entladen wird.

Die gesamte Betätigung der Stoffe, von denen Becquerelstrahlen ausgehen, bezeichnet man als Radioaktivität. Bei dem Radium, um bei diesem zu bleiben, beruht sie auf drei Arten von Strahlen, den α-, β- und γ-Strahlen. Die α-Strahlen führen positive Elektrizität. Die dabei von dem Radiumsalz fortgeschleuderten Teilchen bewegen sich mit einem Zwanzigstel der Lichtgeschwindigkeit. Klebt man Sidotblende, hexa-

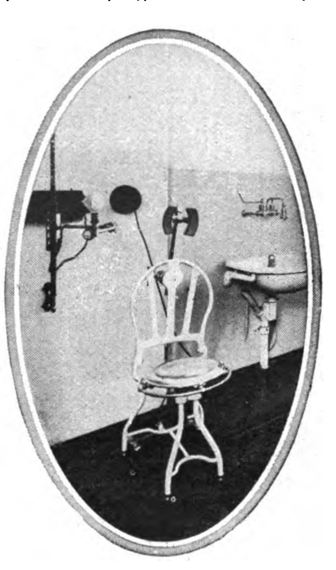
gonales Zinksulfid, auf einen Papierschirm, hält gegen ihn eine Spur von Radiumsalz und betrachtet nun den Schirm durch eine Lupe, so sieht man bald diesen, bald jenen Punkt auf ihm aufblitzen. Man hat dabei den Eindruck, als ob zahllose Geschosse vom Radium fortgeschleudert werden, die dort, wo sie auftreffen,



Metallscheibe mit Radium im Mittelpunkt; die Hand ist durch einen Kautschukhandschuh geschützt.

eine Erschütterung und dadurch das Leuchten des Schirmes hervorbringen. Von der Luft werden die α-Strahlen sehr stark verschluckt, so daß sie nicht weiter als 10 Zentimeter gelangen, und ein Aluminiumblättchen von mehreren Hundertstel Millimeter Dicke schneidet sie völlig ab. Dagegen sind sie es hauptsächlich, die die Luft für Elektrizität leitend machen.

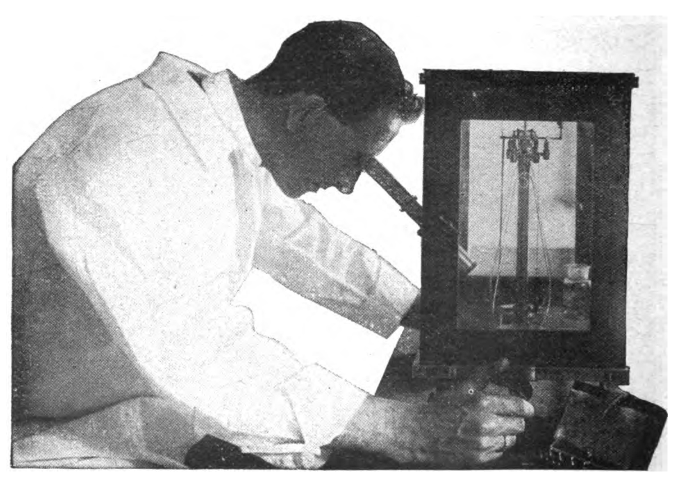
Die β-Strahlen führen negative Elektrizität mit sich. Man unterscheidet bei ihnen langsamere und schnellere. Die langsamsten werden bereits von einer Luftschicht aufgehalten, die nur einen Zentimeter dick ist, die schnellsten aber können zentimeterstarke Metallplatten durchdringen. Sie werden sowohl beim Durchgang von Metall als auch beim Passieren der Luft stark zerstreut. Daher erscheinen auch von undurchdringlichen Körpern auf dem Fluoreszenzschirm nur unscharfe Schattenbilder. Nur wenig durchdringlich sind für diese Strahlen Fleisch und Knochen. Infolgedessen kann man nicht wie bei den Röntgenstrahlen mit ihnen Schattenbilder erhalten, bei denen sich die Knochen vom Fleisch deutlich abheben. Dasselbe ist bei der Herstellung solcher Bilder auf photographischen Platten der Fall.



Blick in den Bestrahlungsraum.

Die γ-Strahlen endlich sind ebenfalls Träger der Elektrizität. Ihre wesentlichste Eigenschaft ist die, daß sie ein außerordentlich hohes Durchdringungsvermögen besitzen, das sogar das der Röntgenstrahlen übertrifft. Außerdem werden sie nur wenig zerstreut. Daher eignen sie sich besonders zur Herstellung von Photographien, wie sie sich zuweilen bei der Untersuchung von Kranken nötig machen.

Die Anfertigung dieser Radiographien gleicht ganz der mit Hilfe von Röntgenstrahlen. Da aber jene Strahlen die Knochen fast so gut wie das Fleisch durchdringen, können mit ihnen keine Knochenbilder er-



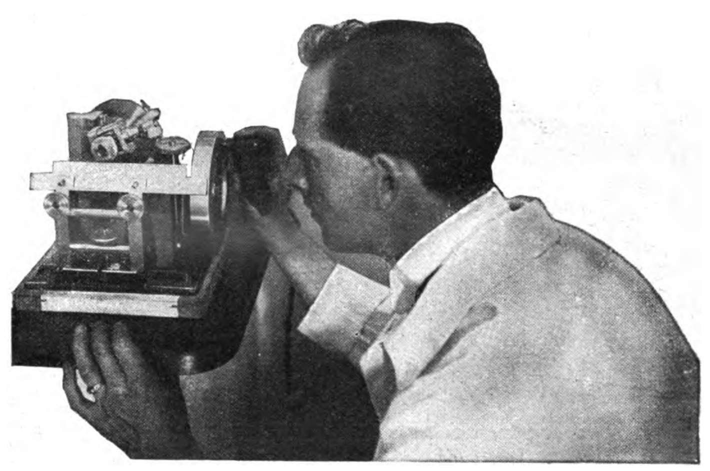
Apparat zur Abwiegung eines Tausendstel Gramms Radium.

halten werden. Die Erzeugung der Bilder verlangt eine ziemlich lange Expositionszeit.

Die Einwirkung der radioaktiven Stoffe auf den menschlichen Körper besteht nun darin, daß bei starken Präparaten die von ihnen ausgehenden Strahlen auf Zellen, die sich schnell vermehren, einen zerstörenden Einfluß ausüben. Bringt man Zelluloidkapseln, die Radium enthalten, auf die Haut, so stellt sich an der betreffenden Stelle eine Rötung ein, an die sich bei längerer Bestrahlung eine Zerstörung des Gewebes schließt. Da, wie erwähnt, die α- und β-Strahlen nur ein geringes Durchdringungsvermögen besitzen und ihre Reichweite nur klein ist, so muß das Präparat

der zu behandelnden Körperstelle möglichst genähert werden. Neuerdings benützt man Metallscheiben, in deren Mitte Radium eingelassen ist und die so gestellt werden, daß die Strahlen die krankhafte Stelle treffen.

Besonders gute Erfolge erzielt man mit der unmittelbaren Bestrahlung bei Hautgeschwüren, oberflächlichen Schleimhautkrebsen, Lupus, Muttermälern und Narbenbildungen sowie bei gewissen parasitären Hautleiden, wie Grind. Die Kranken nehmen während der Behandlung auf einem verstellbaren Stuhl Platz, so daß die Scheibe mit dem Radium und der Kranke

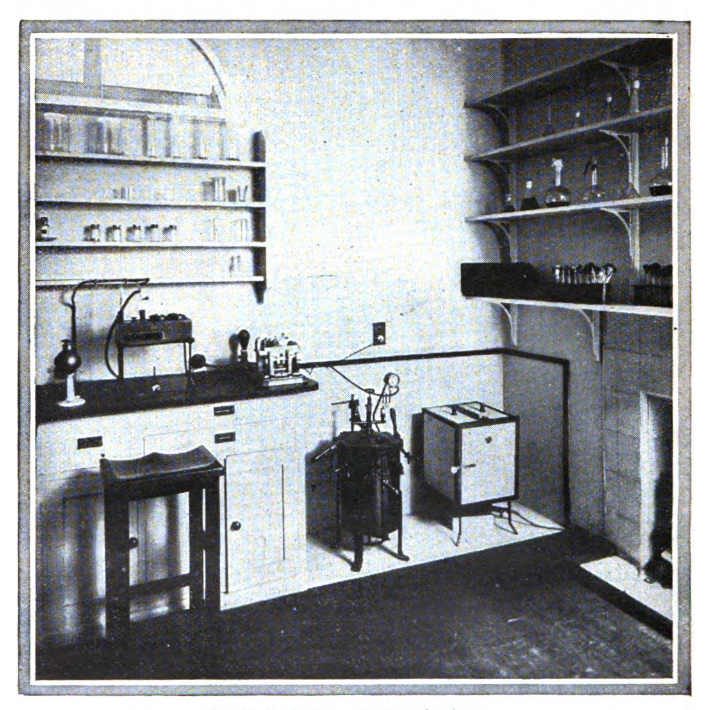


Mikrotom zur Herstellung feiner Gewebeschnitte.

in die richtige Entfernung zueinander gebracht werden können.

Je nach der Art des Leidens wählt man schwächere oder stärkere Präparate und bestimmt danach auch die Dauer der Bestrahlung. Im allgemeinen werden schwächere Präparate und eine längere Bestrahlung,

die so oft als nötig wiederholt wird, vorgezogen. Mittels äußerst feiner Apparate ist man imstande, den tausendsten Teil eines Gramms Radium abzu-



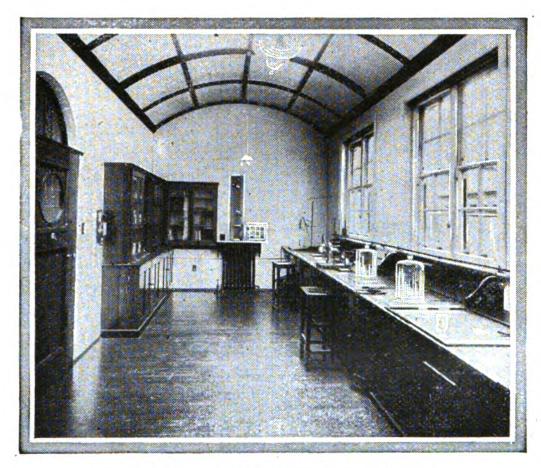
Pathologisches Laboratorium.

wiegen und so die Stärke des Präparates den jeweiligen Umständen genau anzupassen.

In den Instituten, die mit großen Krankenhäusern und Universitätskliniken in Verbindung stehen, untersucht man vor oder nach der Bestrahlung das erkrankte Körpergewebe, um die Natur des Leidens oder den Einfluß der Bestrahlung zu erforschen. Es lassen sich

für die mikroskopische Untersuchung mittels des Mikrotoms Gewebeschnitte von äußerster Feinheit herstellen.

Ihre Ergänzung finden dann derartige Institute noch durch ein pathologisches Laboratorium, das zum Studium der Mikroorganismen, die die einzelnen Krankheiten verursachen, dient, und durch ein chemisch-physikalisches Laboratorium, in dem mehr die theoretischen



Chemisch-physikalisches Laboratorium.

Untersuchungen, die die Aufklärung über die Natur, Verwandtschaft und Umwandlung der radioaktiven Stoffe bezwecken, vorgenommen werden.

Es gibt nun aber noch eine zweite Form der Radiotherapie. Durch den Zerfall seiner Atome erzeugt nämlich das Radium, wie auch die übrigen radioaktiven Stoffe, ein Gas, das als Emanation bezeichnet wird. Die Emanation sendet α-Strahlen aus und ist positiv elektrisch. Aus Lösungen des Radiumsalzes verbreitet sich die Emanation durch den Luftraum, und sie besitzt

außerdem die Fähigkeit, den in demselben Raum befindlichen Körpern ebenfalls Radioaktivität, die induzierte Radioaktivität, zu verleihen. Die Emanation wirkt nun, indem sie durch die Einatmung in das Blut



Der Emanationsraum.

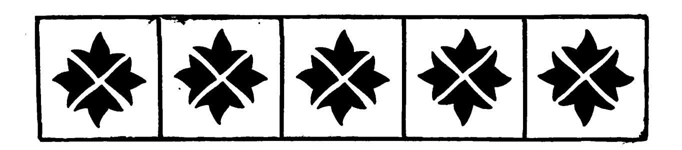
gelangt, anregend auf den Stoffwechsel, und außerdem besitzt sie eine harnsäurelösende Eigenschaft, wodurch sie die gichtischen Ablagerungen im Körper zum Schwinden bringt und sich so bei der Gicht und verwandten Leiden als äußerst heilsam erweist.

Bei der Behandlung mit der Emanation ruhen

die Kranken in dem von der Emanation erfüllten Raum auf Ruhebetten oder sitzen auch in einem Sessel und atmen nun die Emanation ein. Der Apparat, aus dem die Emanation ausströmt, hat äußerlich Ähnlichkeit mit einer Anlage für Warmwasserheizung.

Man darf schon jetzt die Hoffnung aussprechen, daß diese Form der Radiotherapie noch auf andere innere Leiden ausgedehnt werden und hier erfreuliche Erfolge zeitigen wird.





Prinzessin Aimée.

Novelle von Frida v. Raimann.

Die Prinzessin langweilte sich über alle Maßen. Innerhalb der letzten fünf Minuten hatte sie bereits dreimal gegähnt.

Ein wahres Entsetzen packte die mit ihrer Obhut betraute Gräfin Platten. Wenn auch die Ärzte behaupten, daß Langeweile hervorragend gesund sei, so waren doch weder das Prinzeßchen noch ihre Hüterin derselben Meinung; beide fanden diesen Zustand äußerst unangenehm. Erstere an und für sich, die zweite wegen der unfehlbar daraus entstehenden Folge: schlechte Laune der Prinzessin, die mit Würde zu ertragen nicht immer ganz leicht gelang.

Übrigens gilt erwähnter medizinischer Grundsatz ja nur von Kranken, und das Prinzeßchen war nicht krank — o nein, durchaus nicht. Nur ein wenig bleichsüchtig und zart. Deswegen hatte man sie auch nach dem Süden geschickt in Begleitung der bewährten Erzieherin, deren unermüdliche Obsorge und Pflege schon bei der Prinzessin erlauchter Mutter das Unglaublichste geleistet. Außerdem bekam die Hüterin auf die Reise eine ganze Schiffsladung voll Ermahnungen, Verordnungen und Befehle mit, denen zu willfahren auch der allervollkommenste Mensch nicht imstande gewesen wäre.

Das Hauptkommando für des Prinzeßchens Umgebung hatte geheißen: Nur nicht aufregen! In keinem Falle — um keinen Preis — unter gar keinen Umständen! Und Langeweile wirkt schließlich auch aufregend, man mag dagegen sagen, was man will.

Draußen blies der Südwind, und alle Anregungen versagten durchaus. Am Klavier lagen sowohl Beethoven und Wagner, als Strauß und Millöcker — das Prinzeßchen jedoch behauptete, daß ihr alle zehn Fingerspitzen kribbelten, sowie sie nur die Tasten berühre. Zum Singen lockte sie weder Schubert noch Brahms, weder Wolf noch Léhar; sie erklärte, keinen Ton aus der Kehle bringen zu können, die ihr wie zugeschnürt sei. Für Bridge hatten sie keinen Dritten, geschweige einen Vierten, denn es ging doch nicht gut an, den alten, feierlichen Kammerdiener als Partner zuzuziehen oder Rosine, die flinke Jungfer. Pikett und Bezigue bezeichnete das Prinzeßchen als ausgesucht fad, öde und abgeschmackt, einzig geeignet für alte Marquis und Marquisen, die schon mehr als ein halb Dutzend Jahrzehnte an sich vorüberziehen gesehen.

Was nun die Bücher betrifft — du liebe Zeit! Ganghofer hier am Meer zu lesen, war nicht stilvoll, Rosegger nannte man erdfarben, von den bösen Hypermodernen fand man es für gut, sie ihr strengstens zu untersagen; Englisch mochte die Kleine nicht, und alle französischen Werke waren mit scharfem Verbot belegt — bis auf solche, die die Langeweile ja doch nur vergrößert hätten.

Mit sorgfältiger Auswahl vorgetragene Lebenserinnerungen ihrer Hüterin hatte sie von früheren Zeiten her in nichts weniger als gutem Andenken. Allerdings mochte sich auch Kurzweiligeres in dem reichen Erfahrungsschatze vorfinden, aber das behielt die alte Dame wohlweislich für sich.

Was also tun?

„Gehen wir spazieren!“ schlug das Prinzeßchen endlich vor und gähnte zum sechsten und siebenten Male.

„Bei diesem Sturm?“ rief erschreckt die alte Gräfin Platten.

„Ich will es!“ antwortete das energische Prinzeßchen, und gegen dieses Ultimatum gab es keinen Widerspruch.

Seufzend fügte sich die alte Dame in das Unvermeidliche. So wandelten denn beide, vom Winde gejagt, über die fast menschenleere Riva längs des Strandes. Sie blieben unerkannt, denn das Prinzeßchen lebte hier im denkbar strengsten Inkognito, niemand konnte ahnen, in welchen Höhen sie sich sonst bewegte. Auch die alte Gräfin mußte sich notgedrungen voll Wehmut ihres Titels entkleiden, um in ein gut bürgerliches Gewand zu schlüpfen, welche Bitterkeit allein durch den Gedanken an die kurze Dauer dieser Metamorphose gemildert wurde.

Die Wellen liefen lang und grau und rauschend einher; der Kleinen Füße glitschten auf den durch den nächtlichen Regen spiegelglatt gewordenen, katzenköpfigen Steinen, der Wind zauste ihre lichtblonden Locken. Sie fand dies alles nicht gerade unterhaltend, aber immerhin war es besser als zu Hause sitzen. Keinenfalls wollte sie mit ihrem Vorschlag unrecht gehabt haben.

Keuchend nur kam die ziemlich gewichtige Duenna nach, als man jetzt durch die steilen und winkligen Gäßchen des kleinen Städtchens schritt, denn das Prinzeßchen leistete sich die ein wenig boshafte Freude, behend der Alten vorauszueilen.

Aus engen, halbvergitterten Fenstern tropften blutrote Nelkenkaskaden; über von Wind und Salzwasser

grünlich angelaufene Mauern hinweg sah man jenseits zerbröckelnder, langgestreckter Steinwälle das fahlgraue, blasse Meer, auf dem weiße Schaumflocken ihren wilden Tanz aufführten. Zischend sauste der schwüle Wind darüber. Die Tore der Häuser waren meist so fest verschlossen, als sollten sie nimmermehr geöffnet werden. Aus den Gärten schauten buntblühende Bäume, silberiges Ölgezweig und tiefes, saftstrotzendes Grün.

Es war recht tapfer zu nennen, wie unbekümmert das Prinzeßchen vorwärts strebte, jetzt einen Hang hinabsprang und hierauf viele, viele Stufen, die in die Tiefen einer Bucht führten voll Oliven- und Myrtengebüschen und blauem Rosmarin.

Sie achtete nicht im mindesten auf die kläglichen Seufzer ihrer Begleiterin, sie lachte nur in ihrer jungen Sorglosigkeit.

„Noch weiter?“ fragte schließlich die alte Dame, als sie bereits eine volle Stunde im Laufschritt gewandert waren.

Sie wurde keiner Antwort gewürdigt.

Um die Bucht zog sich ein Weg herum, von dem sie wieder einen weiten Ausblick über die See hatten. Am Strande angekettet lagen viele schwarze Schiffe; ihre honiggelben und weinroten Segel hingen gerefft herunter von den Masten, die Bootsleute aber saßen auf den Planken, schaukelten mit den Füßen und starrten geistesabwesend vor sich hin. Des Schirokko heißer Atem blies. In der Luft lag ein seltsam eintöniges Klingen.

Es waren ja nur die Telegraphendrähte, die wie Äolsharfen sangen, weil der Wind hindurchging, aber es machte sich wunderbar hübsch.

Vom Meer herauf wehte herber Salzgeruch, über die graugrünen Hügel zogen mancherlei Düfte; die

Balsamfichten strömten sie aus, die Orangenblüten und japanischen Quitten. Das Prinzeßchen pflückte einige Blumen, um sie gleich darauf achtlos wieder wegzuwerfen; die kühlen Stengel näßten ihr die Hand.

Eben freute sie sich noch, daß sie tatsächlich die Mutigste unter allen Gästen sei, da offenbar niemand weit und breit zu sehen war, als sie, um einen vorspringenden Fels biegend, einen Mann gewahrte, der auf den zerwaschenen, braunen Klippen hart am Meere saß. Er hatte den Hut neben sich liegen und schrieb eifrig. Er hatte einen dicken, schwarzen Notizblock vor sich auf den Knien liegen. Sowie er ein Blatt fertig hatte, riß er es ab und benützte einen Stein als Briefbeschwerer. Ein ganzes Häufchen loser Blätter lag bereits unter dem Stein.

Bedächtig sah das Prinzeßchen diesem Tun eine Weile zu. Da begab es sich, daß der Wind eines der Blätter eigenmächtig befreite und es ihr gerade vor die Füße wirbelte.

Ja, so tückisch kann der Wind manchmal sein!

Neugierig hob das Prinzeßchen das beschriebene Papier auf, obwohl es sonst nicht ihre Gewohnheit war, sich nach anderer Besitz zu bücken.

„Was ist denn das?“ fragte sie enttäuscht, nachdem sie einen Blick darauf geworfen.

Der junge Mann — denn er war jung, was jeder an dem hübschen, frischen Gesicht und den elastischen Bewegungen sofort sehen konnte — sprang auf und nahm ihr den Flüchtling aus der Hand.

„Das ist doch nicht geschrieben?“ fragte abermals das Prinzeßchen.

„Nein, das ist stenographiert,“ erklärte der Eigentümer.

Das Prinzeßchen war ein wenig entrüstet. „Aber so etwas kann ich ja gar nicht lesen!“

„Was auch durchaus nicht notwendig ist.“

„Soll es ein Brief sein?“ examinierte das Prinzeßchen weiter.

Wenn man außergewöhnlich reizend ist, so wird einem nicht immer jene Antwort zuteil, die man verdient hat. So begnügte sich auch der Fremde damit, abermals ganz höflich zu erwidern: „Nein, das ist ein Roman, oder vielmehr es wird einer.“

„Ich möchte den Roman lesen,“ sagte befehlend die Kleine.

Er musterte sie mit kritischen Blicken. „In zehn Jahren vielleicht —“

„Oh, ich bin schon siebzehn Jahre alt!“ Sie richtete sich beleidigt auf.

„So? Ich hatte gedacht: erst achtzehn,“ entgegnete der junge Mann und lachte dazu.

Das Prinzeßchen machte böse Augen, und die Gräfin zupfte sie am Kleid.

Aber die kleine Herrin verzog unwillig das Gesicht, und da schwieg die Alte. Alles war ja besser als die Langeweile.

„Wovon handelt der Roman?“

„Nun, das kann ich Ihnen schließlich sagen, sintemalen ihn binnen kurzem jedermann lesen darf, der mag, vorausgesetzt, daß er den Kinderschuhen entwachsen ist.“ Der Sprecher lächelte wieder. „Die Geschichte handelt von goldenen Häusern und goldenen Herzen, von goldenen Brücken und goldenen Bergen. Aber wenn man die Dinge näher besieht, so sind die goldenen Häuser nur Gefängnisse; die goldenen Herzen sind erschreckend leer; die goldenen Brücken führen ins Nichts, und die goldenen Berge — sie sind kaum Maulwurfshügel. Alles ist eitel, behauptete schon der alte Salomo, und der hat patentierte Weisheit ausgeschenkt.“

„Das verstehe ich nicht,“ entgegnete das Prinzeßchen verwirrt.

„Hm — will's gerne glauben. Mit der Zeit aber lernen alle es verstehen — bis auf einige ausgesuchte Hohlköpfe. Vielleicht gehören Sie auch zu denen — wer weiß!“

Die Gräfin zupfte abermals am Kleid. Der respektlose Ton tat ihrem Herzen weh.

„Schreiben muß furchtbar lustig sein,“ sagte das Prinzeßchen, ohne sich im geringsten stören zu lassen.

„Nein, gar nicht. Am wenigsten solches Zeug. Am liebsten läge ich auf den Klippen und täte den ganzen langen Tag nichts als den Himmel anschauen und Orangen essen.“

„Warum tun Sie es dann nicht? Ich tue immer, was mich freut.“

„Beneidenswertes Wesen! Ich muß leider stets tun, was mich nicht freut.“

„Ja, warum denn?“ Das kleine Prinzeßchen bot ein Bild der Neugierde.

„Weil ich Geld dafür bekomme. Kupfer, Nickel, Silber — und wenn es sehr schön ist, Gold. Darum, und weil man ohne Geld nicht leben kann. Mir scheint, Sie stehen noch am Anfang jener Schulweisheit, die allen anderen nur zu geläufig ist.“

„Ich habe viel Geld — ich werde Ihnen davon geben,“ meinte großmütig das Prinzeßchen.

„Danke bestens. Geschenkt nehme ich nichts. Da hungere ich lieber.“

Das Prinzeßchen erschrak. „Ach, es gibt doch so viele gute Sachen!“

Er lachte kurz. „Die sind eben für manche nur zum Anschauen da. Kuchen hat nicht ein jeder. So geht's

in der Welt! Wissen Sie vielleicht zufällig, was ein Clown ist?"

„Einer, der Späße macht, damit die anderen lachen."

„Ganz richtig. Sehen Sie, so ein literarischer Clown bin auch ich: ich mache Späße, damit die anderen lachen. Dahinter stecken oft Tränen. Aber wer nimmt sich die Mühe, so tief zu blicken, um sie zu gewahren?!"

„Also kriegen sie sich nicht zum Schluß?"

„Wer? Wen?" Er sah ganz verdutzt aus. „Ach so — ich vergaß. Nun, das weiß ich noch nicht. Wer vermag das heute schon zu sagen!"

„Bitte, schreiben Sie einen Roman, wo alle sich kriegen, die sich gern haben," bat die Kleine eifrig. „Schildern Sie glänzende Zimmer mit vielen herrlichen Dingen drin, auch ein paar Diners und prachtvolle Toiletten. So was ist schön, das les' ich fürs Leben gern."

„Der unverfälschte Geschmack der banalen Zweidrittelmajorität," brummte er. „Wenn ich nur dürfte, so schriebe ich viel Schöneres, tausendmal Schöneres." Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort: „Nicht was die Leute essen, sondern was sie nicht essen; nicht von Prunkräumen, sondern von dumpfen Kellerlöchern; von kleinen Kindern, die krank werden, weil es ihnen an Licht und Luft gebricht; von armen Menschen, die verdammt sind, in der Finsternis zu wandeln, weil andere ihnen allzu breit vor der Sonne stehen; von Elend, Kummer, Qual und frühem Tod —"

„Das nennen Sie schön? Ich heiße es grauslich!" sagte schaudernd das Prinzeßchen.

„Schön ist alles, was hilft. Was den Menschen die Augen öffnet und die Herzen. Was Mitleid und Menschenliebe emporblühen läßt. Was bessert, befreit und rettet."

Er wandte die Augen zur Sonne, die gerade einen breiten, silbergleißenden Lichtstrom durch die graue Wolkenwand zur Erde herabsandte. Die Meeresfläche erzitterte im bunten Farbenspiel himmelblauer, grasgrüner und rosenroter Flecken.

Das Prinzeßchen sah den jungen Mann an. Augenscheinlich kämpfte sie mit irgend einem heroischen Entschluß. „Könnten Sie mich nicht besuchen?“ bat sie dann schüchtern.

Er betrachtete sie nachdenklich. Aber sie hatte ein feines, lieblich unschuldiges Gesichtchen, und die holden Augen schauten unbewußt heischend drein.

„Ich habe recht wenig Zeit,“ antwortete er zögernd.

„Um Gottes willen!“ rief die Gräfin, was ihr einen streng verweisenden Blick seitens ihrer jungen Herrin eintrug.

„Ich möchte so gern meine Welt- und Menschenkenntnis erweitern,“ verkündete das Prinzeßchen.

„Zu diesem Zweck werde ich eine Puppengeschichte für Sie schreiben, von einer ganz kleinen, herzigen Puppe, die sich auf die Zehenspitzen stellt, um über die Wände ihrer Puppenstube hinauszulugen. Schließlich macht sie einen Sprung und gelangt wirklich auf die andere Seite; dabei zerbricht jedoch ihr Puppenkopf, der nur von Porzellan war, und sie ist mausetot.“

„Das ist zu traurig,“ seufzte das Prinzeßchen.

„Bedaure sehr, da kann ich nicht helfen. Ich habe die Welt nicht geschaffen, wie sie nun einmal ist. — Jetzt aber muß ich weiterarbeiten — die gesamte gebildete Menschheit wartet schon in atemloser Spannung auf ein neues Werk von dem in allen Weltteilen berühmten Fortunato. Bitte, stören Sie mich also nicht länger. Von nun ab schreibe ich ganze achtundvierzig Stunden hindurch — ununterbrochen.“

„Ist das auch wahr?“ rief erstaunt die Kleine.

„Nein, das ist nicht wahr, sonst würde ich noch verrückter, als ich sowieso schon bin. — Doch nun ade!“

Er setzte sich wieder auf seine Klippe und fuhr fort, so emsig zu schreiben, als sei nur er allein auf der Welt.

In tiefem Sinnen entfernte sich das Prinzeßchen. Unter beständigem Kopfschütteln folgte ihre Begleiterin. Eigentlich war es gegen alle Regeln der Etikette, daß die kleine Hoheit einen wildfremden, noch dazu sehr jungen Mann einer Ansprache gewürdigt, den ihr niemand vorgestellt, und dessen Gedanken offenbar durchaus nicht der Zensur unterworfen waren.

Aber wenigstens gähnte das Prinzeßchen kein einziges Mal mehr an diesem Tage!

Am anderen Morgen brachte das Prinzeßchen die Idee eines Picknicks im Freien aufs Tapet, was aber im Vergnügungsprogramm nicht vorgesehen war, weshalb auch die alte Dame sofort Einsprache dagegen erhob.

„Ich will es, Mummy!“ lautete die herrische Entgegnung. „Du regst mich auf.“

Die Kleine hatte bereits herausgefunden, mit welchem Schlagwort sie alle Einwände zunichte machen konnte, und sie handhabte ihre Waffe rücksichtslos „Mummy“ gegenüber. Dies war nämlich der nicht sehr schmeichelhafte Kosename, mit dem das Prinzeßchen ihre allerdings durchaus nicht mehr jugendliche Hüterin titulierte.

Es blieb also dabei.

Voll Umsicht, den zarten, schlanken Finger an der Nasenspitze, gab das junge Mädchen seine Befehle. Nach und nach verschwanden die köstlichsten Sachen

in den Tiefen eines großen Korbes nebst den dazugehörigen Eßgeräten.

Von allen drei Stück.

„Weswegen brauchst du denn drei Gläser, drei Servietten?“ fragte Mummy erstarrt.

„Soll ich etwa leer ausgehen?“ fragte das Prinzeßchen zurück.

„Gott behüte!“

„Oder du?“

„Ich möchte lieber nicht.“

„Nun also!“

„Was — nun also?“

„Wir müssen doch in erster Linie derer gedenken, die hungern. Der Romanschreiber von gestern hat gesagt, alles Gute wäre für ihn nur zum Anschauen da. Jetzt soll er etwas Gutes bekommen, das er nicht nur anschauen darf, sondern auch essen. Warum soll er es schlechter haben als wir?“

Mummy war nicht auf einen philosophischen Diskurs über Menschenrechte vorbereitet, daher begnügte sie sich damit, festzustellen: „Das geht unter keinen Umständen.“

„Du wirst schon sehen, daß es geht.“ Die Prinzessin konnte äußerst halsstarrig sein, wenn sie nur wollte.

Zwei kleine, schwarzäugige Italienerbuben wurden kommandiert, die, jeder mit einer Hand, den Henkel faßten und das Korbungetüm schwatzend und lachend hinter den beiden Damen einherschleppten. Der Marsch ging die Riva entlang und durch die katzenköpfigen Gäßchen, vorbei an den zerbröckelnden Mauern, hinab in das blühende Tal.

Heute schwiegen alle Winde. Das Meer lag da wie aus dunkelblauem, geschmolzenem Glas, darüber wölbte sich der Himmel gleich einer Glocke, die man aus einem

einzigen, wunderbar blauen Riesenedelstein geschnitten. Fern am Horizont standen ruhig die roten und gelben Segel der Fischerboote wie Flügel gewaltiger Schmetterlinge.

Mit forschenden Blicken hatte das Prinzeßchen geschwind die richtige Stelle erspäht — hier, dieses flache, braune Klippenstück, überhangen vom Gezweig eines Lorbeerbaumes mit schwarzgrünen Blättern und Blüten wie Goldtropfen.

Mummy staunte, wie gut die Kleine sich den Platz gemerkt.

Heute jedoch war er leer. Darüber konnte kein Zweifel bestehen. Das Prinzeßchen rieb sich mit beiden Händen die Augen, wodurch aber Niemand hergezaubert wurde. Dann rieb sie die Augen noch einmal, um eine Träne des Unmuts daraus wegzuwischen.

Es verdrießt uns immer, wenn unsere guten Absichten vereitelt werden. „Was tun wir jetzt?“ fragte sie gedrückt.

„Essen,“ schlug die praktische Mummy vor, was ihr einen vernichtenden Blick zuzog. Nichtsdestoweniger machte sie sich schleunigst daran, ein blendendweißes Damasttischtuch auf einem saftiggrünen Rasenfleckchen zwischen den Felsen auszubreiten und ein Gericht nach dem anderen auszupacken: kalte Pastete, gebratenes Geflügel, zierliche Brötchen, ein Silberschälchen voll Zuckerfrüchte und eine Flasche Asti spumante, für die sie zwei Kristallbecher hervorholte.

Das Prinzeßchen sah müßig zu, die Hände auf dem Rücken. Als aber Mummy fertig war, holte sie schweigend das dritte Gedeck heraus und stellte es sorgsam auf. Auch den dritten Kristallbecher vergaß sie nicht. Hierauf hielt sie Umschau. Rasch hatte sie gefunden, was sie gesucht. Dort im Grase wuchsen Veilchen;

nicht dunkle, unscheinbare, sondern große, weiche, mit samtartigen, blaßlila Blättern. Davon pflückte sie einige, wand einen Grashalm herum und legte zu jedem Platz ein Sträußchen. Dann setzte sie sich auf einen Felsblock und kreuzte untätig die Hände über den Knien.

„Noch habe ich keinen Appetit,“ erklärte sie auf die Frage Mummys, deren durch die Wanderung ausgehungerter Magen den Anblick all dieser Leckereien nicht länger ertragen zu können vermeinte. „Doch dir gebe ich die Erlaubnis anzufangen.“

Was sich die Alte nicht zweimal sagen ließ.

„Warten Sie vielleicht auf Banquos Geist?“ ließ sich da eine fröhliche Stimme vernehmen. Ein Paar lustige braune Augen schauten zwischen den Lorbeerzweigen heraus.

Das Prinzeßchen fuhr zusammen und war feuerrot geworden.

„Gott, wie nervös die Kleine ist! Der Süden hat ihr wirklich not getan,“ dachte Mummy und biß in ein Stückchen Hühnerfilet.

„Ich weiß nicht, ob ein Geist mit solchen Sachen fürlieb nimmt,“ antwortete das Prinzeßchen.

Was beweist, daß sie mitunter auch schlagfertig sein konnte.

„Darin mögen Sie recht haben,“ erwiderte die Stimme. „Mir armem Sterblichen aber sind diese Gerichte eben wie Nektar und Ambrosia erschienen, das Mahl der seligen Götter im Olymp.“

„Wo kommen Sie denn her?“ fragte das Prinzeßchen.

„Ich komme nirgends her, denn ich war schon da. Nehmen wir an, ich sah Sie von weitem herankommen und hatte mir daraufhin als Versteck den Sitz auf diesen ehrwürdigen Mauertrümmern, die sicher noch aus Römerzeiten stammen, erwählt.“

Das Prinzeßchen fand diese Rede gar nicht nett. Als sie jedoch in die schelmischen Augen blickte, wurde sie anderer Meinung.

„Mögen Sie nicht an dem Göttermahl, wie Sie es nannten, teilnehmen, Herr Fortunato?“ fragte sie tapfer.

Er bog mit beiden Händen die Äste auseinander, und nun sah sie das ganze lachende Gesicht. „Ich? Nein, danke, dazu bin ich noch zu irdisch, das verdiene ich nicht. Außerdem — wer weiß, wenn ich einmal angefangen hätte mit dem Luxus, könnte ich vielleicht nimmer aufhören, was sehr schlimm für mich wäre! Die Gesellschaft käme mir auch ein bißchen heterogen vor.“

„Was ist das?“

„Zusammengewürfelt. Was aber nicht schadet. Und wenn Sie meinen, daß ich zum Darben verurteilt bin, so irren Sie gewaltig. Mir sind der Hesperiden goldene Äpfel in den Schoß gefallen.“

Die Zweige des Lorbeerbaumes rauschten, leichtfüßig sprang er herab, gerade vor die alte Dame hin, die, tödlich erschreckt, die Hälfte eines Hummerbrötchens fallen ließ.

„Verzeihen Sie!“ rief er lachend und setzte sich an ihre Seite, dem Prinzeßchen gegenüber. Aus der Tasche zog er ein Stück Brot, ein Messer und eine rote Orange. Die begann er fein säuberlich in der Weise zu schälen, daß er zunächst ein Scheibchen oben wegschnitt und hierauf die Schale in Längsstreifen teilte, sie vorsichtig ablösend. Als er nunmehr auch die Spalten der Frucht achtsam auseinanderlegte, glich diese einer aufgeblätterten purpurnen Seerose, was sich sehr hübsch ausnahm.

Bewundernd sah die Prinzessin zu.

Als er fertig war, legte er die Orange auf ein großes grünes Blatt und bot sie ihr so dar.

Mit sehr spitzen, schneeweißen Fingern ergriff sie eine Scheibe.

„Sehen Sie, das nennt man heterogen: so kleinwinzige, milchweiße Händchen und meine große, braune Pfote,“ scherzte er und steckte auch seinerseits eine Orangenscheibe zwischen die Lippen. „Hände, die nie etwas getan haben, nie etwas tun werden,“ fuhr er nachdenklich fort, „eigentlich nutzlos, nicht zu brauchen im sausenden Räderwerk der Welt.“

Da wurde er gewahr, daß die himmelblauen Augen in Wasser schwammen.

„Nun, vielleicht bereitet manchen auch ein so kostbares, zerbrechliches Spielzeug Freude,“ meinte er tröstend. „Seien Sie nicht böse — ich bin ein plumper, täppischer Gesell und tue weh, wo ich anfasse.“ Er hielt ihr mit einem bittenden Blick abermals die Orange hin. „Rauchen wir das Kalumet, die Friedenspfeife der Indianer.“

„Ach, wissen Sie, was das eigentlich ist?“ bemerkte lachend die Kleine, schon wieder versöhnt und langte zu. „Ein J'y pense, ein —“

„Hm, ja, ein Vielliebchen,“ ergänzte er sorglos.

„Ich habe Unsinn geredet, denn das gilt ja nur von Doppelmandeln.“ Das Prinzeßchen war rosenrot geworden, was ihr ausnehmend gut stand.

„Es kann von jeder geteilten Frucht gelten,“ behauptete er, mit einem langen Blick auf sein reizendes Gegenüber.

„Nun also. Auf: guten Morgen!“

„Ich fürchte, Sie werden Zeit genug haben, darauf zu warten, denn heute muß ich mit dem Schiff fort.“

„Warum? Wohin? Wie lange?“ fragte hastig das Prinzeßchen.

„Drei Fragen auf einmal sind zu viel. Alles nur hübsch nach der Ordnung,“ entgegnete er. „Wohin? Auf eine blüten- und dufterfüllte Zauberinsel, in deren Gefilden, wie man sagt, ewiger Frühling herrscht — freilich nur, wenn es nicht gerade gießt oder Frau Sonne es zu gut meint und alles verdorrt. Wie lange? Das weiß ich selbst noch nicht. Warum? Weil dort ein Kloster sich vorfindet wie von Silber und Diamanten erbaut und ich die Szenerie dringend für mein neuestes Buch benötige. Um mein literarisches Gewissen zu beruhigen, bemühe ich mich nämlich, nur selbst in Augenschein Genommenes und eigene Erlebnisse zu schildern.“

„Nur Selbsterlebtes?“ Eilfertig griff das Prinzeßchen diesen Gedanken auf.

„Hm, ja — ich habe mich stets gehütet, jemand zu erschlagen oder totzustechen — beiläufig bemerkt eine in Romanen besonders wirkungsvolle Situation. Aber alles übrige, so ziemlich, entstammt höchstpersönlicher Erfahrung.“

Die Kleine machte ein betrübtes Gesicht.

Was mochte in ihrem goldblonden Köpfchen vorgehen?! Er betrachtete sie belustigt.

„Kann man die Insel sehen?“ fragte sie endlich.

„Weshalb nicht? Sie steht nicht unter Quarantäne. Jedem, der sich ein Billett löst, ist es gestattet, hinzufahren.“

In diesem Augenblick wehte eine frisch aufgesprungene Brise dem Prinzeßchen ihren Hut vom Kopf und entführte das Kunstwerk aus Blumen und Spitzen an den Strand.

„Hallo!“ rief der junge Mann, „den muß ich retten!“ sprang auf und lief ans Meer, wo der Hut an dem

mächtigen, schwertgleichen, dornbewehrten Blatt einer Agave hängen geblieben war.

„Da ist der Ausreißer wieder,“ rief er triumphierend, „um ein Haar hätte ihn Neptun mit seinem Dreizack erwischt.“

Er reichte ihr den Hut.

Da bemerkte sie, daß auf seiner Hand ein heller Blutstropfen stand. „O weh!“ rief sie erschreckt und wurde ganz blaß.

„Das tut nichts,“ meinte er unbekümmert. „Auch ein moderner Ritter trägt manchmal eine Verwundung im Dienst seiner Dame davon.“

Sie nahm ihren Hut aus seiner Hand. „Das ist furchtbar!“ sagte sie ganz im Ernst.

„Nicht wahr?“ gab er zu, während in seinen Augen der Schalk aufblitzte. „Und es tut auch wahnsinnig weh. — Sehen Sie, da steckt ein Stachel.“

Eine Sekunde lang besann sich das Prinzeßchen, dann nahm sie mutig seine große Hand in ihre beiden kleinen, samtweichen, die leicht zitterten, und zog mit ihren spitzen Fingerchen den Dorn ganz sachte heraus.

Mummy war mittlerweile bei den Bonbons angelangt, nachdem sie die kompakteren Dinge überwunden; nunmehr blieb ihr Zeit, sich um das Wohl ihres Schützlings zu kümmern. Mit wahrem Entsetzen mußte sie diesen in vollster Samaritertätigkeit bei dem fremden jungen Mann erblicken. Soeben riß das Prinzeßchen rücksichtslos ihr Spitzentaschentuch entzwei und schlang die Streifen vorsichtig um den verletzten Finger.

Besagter junger Mann hatte, mit andächtigen Augen die Prozedur verfolgend, mäuschenstill gehalten; nun lächelte er, als die Alte mit ehrlicher Entrüstung in der Stimme ausrief: „Aber Kind, was tust du da?“

Das Prinzeßchen hörte sie nicht einmal. Sorgfältig zog sie die Schlinge etwas fester. Wie zwei flatternde schneeweiße Vögelchen sahen die kleinen Hände aus.

„Ist es gut so? Tut es nicht mehr weh?“ fragte sie teilnehmend.

„Weh tut es nicht mehr. Ob die Sache aber halten wird?“ meinte er zweifelnd.

„O du Heuchler!“ dachte indigniert die alte Dame, zu welchem Urteil es nicht einmal ihrer ausgedehnten Lebenserfahrungen bedurft hätte.

Das junge Mädchen ergriff abermals die Hand und drehte sie prüfend hin und her. „Ein Band könnte nicht schaden,“ erklärte sie sachlich, löste eine blaue Schleife von ihrem weißen Kleid und befestigte den Verband mit einer niedlichen Masche.

„Ich sage reumütig pater peccavi,“ gestand nunmehr der junge Mann. „Hände, die heilen und wohltun können, sind nimmer nutzlos. Nehmen Sie tausend Dank, Fräulein — aber wie heißen Sie denn eigentlich?“

Die Antwort fiel dem Prinzeßchen offenbar nicht ganz leicht. Sie besaß zwar eine große Auswahl, denn vor siebzehn Jahren hatte in einer herrlichen Kathedrale ein Kardinal sie auf die stolze Namenreihe Maria, Eleonora, Konstantia, Agnese, Michaela, Gabriela, Raphaela, Ignatia getauft.

Dennoch zögerte sie.

„Nun?“ fragte er erwartungsvoll.

„Ich werde Aimée genannt,“ sagte sie endlich leise und wurde dabei überflüssigerweise sehr rot.

„Aimée — das heißt Geliebte,“ sprach er nachdenklich. „Wie schön, solch einen Namen zu bekommen! Ich kann mich nicht erinnern, daß mich irgend jemand im Leben wirklich geliebt hat.“

„Das muß aber sehr schmerzlich sein,“ sagte das Prinzeßchen mitleidig.

„Es ist aber so. Bis jetzt hat mich's übrigens nicht arg bedrückt.“

„Sind Sie denn gar so unausstehlich?“

Er lachte laut. „Entweder das oder man hatte stets Besseres zu tun.“

„Ich habe nie etwas Besseres zu tun.“ Das Prinzeßchen überlegte wieder einmal gar nicht, was es da sagte. „Ja, wenn ich's recht bedenke, habe ich überhaupt nichts zu tun.“

„Ein höchst wünschenswerter Zustand. Das kommt noch am ehesten dem göttlichen Nirwana gleich.“

„Was ist denn das wieder?“ wollte sie wissen.

„So eine Art seliger Geistesabwesenheit. Das Ideal der Buddhaanbeter, der Lazzaroni und ähnlicher Faulpelze.“

„Ich finde es gar nicht ideal. Oft langweile ich mich tödlich.“ Einen Augenblick dachte sie nach, dann schien ihr eine plötzliche Eingebung zu kommen. „Wie nett wäre es, wenn Sie öfters zu uns kämen, Herr Fortunato,“ sagte sie dann beweglich.

Mit einem hellen Blick sah er sie an.

„Dann würde ich mich sicherlich gar nicht mehr langweilen,“ fuhr das Prinzeßchen fort und meinte es sehr gut zu machen. „Sie sind so spaßig!“

Der fröhliche Ausdruck seines Gesichtes veränderte sich rasch. „Also nur um Ihnen die Zeit zu vertreiben?“ Sein Ton war sehr kühl geworden. Steif richtete er sich auf. „Um den Hampelmann abzugeben, der die Grillen verscheuchen darf, und über den man nach Belieben lachen kann? — Ich danke bestens für die gütige Absicht, aber, wissen Sie — diese Rolle bei Ihnen zu spielen, dazu tauge ich durchaus nicht.“ Er war heftig

aufgesprungen, seine dunklen Augen sprühten zornig. „Überdies verreise ich ja. Wer weiß, ob wir uns je wiedersehen. — Leben Sie wohl, Fräulein Aimée!“

Hätte nicht ein anderer Anblick das Prinzeßchen gänzlich gefangen genommen, so würde ihr das befriedigte Gesicht und erleichterte Aufatmen ihrer vielgetreuen, geplagten Hüterin gewiß nicht entgangen sein, so aber —

Schon im Gehen wandte sich der junge Mann noch einmal um, bückte sich und nahm das für ihn bestimmt gewesene Veilchensträußchen.

„Wir fahren!“ erklärte das Prinzeßchen kurz und bündig. „Ich will die Zauberinsel sehen und das Kloster, das aussieht wie aus Silber und Diamanten.“

„So etwas gibt es ja gar nicht,“ behauptete die alte Dame in stiller Verzweiflung.

„Du hast gehört, daß er es gesagt hat. Übrigens — ich will niemand zwingen. Falls du nicht magst, so gehe ich allein. Das heißt ich fahre natürlich — auf einem weißen Schiff über das Meer, nehme Rosine und Karl mit und werde auch einmal etwas erleben.“

„Gott behüte dich!“ stöhnte Mummy.

„Wenn ich etwas will, so tue ich es auch,“ schnitt das Prinzeßchen alle weiteren Erörterungen ab.

Da die Gräfin Barbara Platten bereits auf der Schulbank in der Geschichtstunde gelernt hatte, daß ein — mit Respekt zu sagen — sinnloser Eigenwille die hervorstechendste Charaktereigenschaft der endlosen Ahnenreihe ihrer Pflegbefohlenen gewesen war, so entschied sie sich fürs Nachgeben. Obzwar mit recht unruhigem Herzen. Indessen hatte Mummy aber doch aus eingehender Zwiesprache mit dem Ortsvorsteher

die Beruhigung geschöpft, daß ihre neue Bekanntschaft weder ein Brigant noch ein Taschendieb war, wie sie anfangs gefürchtet, sondern tatsächlich ein Schriftsteller mit Namen Kurt Lassen. Ein weiterer Stein fiel von ihrem Herzen, als sie vernahm, daß er am Sonntag regelmäßig die Kirche besuche.

Immerhin — wenn sie an die gestrengen Eltern des Prinzeßchens dachte —

Auf dem Verdeck lag das junge Mädchen ausgestreckt in einem der langen Schiffsessel, umhüllt von einem Reisemantel aus staubgrauer Seide, die gleiche Kappe mit einem Schleier aus weißer, wolkiger Gaze unter dem Kinn festgebunden, dessen Enden im Winde wehten. Neben ihr saß Mummy wie ein grimmer Drache, der seinen Schatz bewacht, und las ihr etwas vor, dessen Sinn die Prinzessin aber nicht auffaßte, weil sie unter den gesenkten Wimpern die Augen zerstreut und unruhig herumschweifen ließ.

„J'y pense!" schrie sie mit einem Male hell auf und klatschte in die Hände. „Guten Morgen!"

„Gott steh mir bei!" ächzte die alte Dame. Derartigen Aufregungen fühlte sie sich auf die Dauer nicht gewachsen.

„Gewonnen — gewonnen!" jubelte die Prinzessin.

Die Schiffstreppe herab kam ihr neuer Bekannter.

„Ich habe Sie überlistet!" frohlockte sie.

„Kein Wunder, wenn man so etwas total vergessen hat," entgegnete er gleichmütig. „Aber Sie können ruhig sein, es muß trotzdem gelten, und Sie dürfen wählen, was Sie haben wollen: einen Blumenstrauß, oder eine hübsche Muschel, oder eine japanische Vase, wie sie hier die Kapitäne mitbringen. Was soll es sein?"

Sie antwortete nicht, sondern warf ihm von der

Seite einen Blick zu, der sie mit einem Male bedeutend älter erscheinen ließ.

„Nun, überlegen Sie's noch,“ sagte er leichthin und sah von ihr weg. „Aber wollen Sie sich nicht die Welt zur Abwechslung auch von einem höheren Standpunkt aus betrachten? Auf dem oberen Verdeck ist's wundervoll.“

Das Prinzeßchen war dazu sofort bereit. Sie setzte eilig den Fuß auf die erste Stufe, und Mummy schickte sich seufzend an, nachzuhumpeln.

„Wer schwindlig ist, fällt von oben ins Meer und ertrinkt,“ behauptete, zu letzterer gewendet, mit unerschütterlicher Ruhe der junge Mann. „Nachdem dieses Unglück zum zwölften Male geschehen war, brachte man oben eine Inschrift an: Nur für Schwindelfreie! — Seitdem herrscht Ruhe.“

„Ist das auch wahr?“ forschte Mummy mißtrauisch.

„Bitte sich zu überzeugen,“ er trat höflich zurück, ihr den Vortritt zu lassen.

„Lieber nicht,“ entschied sich die alte Dame. „Komm bald wieder, Kind.“

Allein die Prinzessin hörte nicht mehr. Beschwingten Fußes war sie nach oben gelaufen, wohin ihr der junge Mann folgte. Dort angelangt, blickte sie sich rasch um und brach alsbald in ein rieselndes, silberhelles Lachen aus, in das er fröhlich einstimmte.

Er schien gar nicht mehr böse zu sein.

„Wie famos Sie lügen können, Herr Fortunato!“ staunte sie.

„Nicht wahr? Wenn schon überhaupt, dann lieber gleich gut. Versuchen Sie's aber nur ja nicht, mir dies nachzumachen, Ihrem Gesichtel sieht man gleich an, was Sie denken.“

Aimée wurde ein wenig rot. „Was denke ich denn über Sie?“ fragte sie mit unbewußter Koketterie.

„Nur Schlimmes," antwortete er kurz. „Aber lassen wir das. Schauen Sie, wie herrlich die Erde sein kann."

Am türkisblauen Himmel stand groß und feurig die Sonne und hüllte alles mit einem Königsmantel von goldenen und silbernen Strahlen ein. Auf den ultramarinfarbigen Wellen hüpften Millionen glänzender Lichtfunken, und das Gebirge der fernen Küste war wie von bläulichen und rosenroten Schleiern umwallt; gleich funkelnden Schildern lag der Schnee darauf.

„Nennt man das schön?" fragte zaghaft das Prinzeßchen. Es hatte ihr bis jetzt niemand die Augen geöffnet für die Wunder des Daseins.

„Schön?!" fragte er erstaunt zurück — „welch ein ungenügendes Wort! Es ist einfach anbetungswürdig. ‚Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.' — Armes kleines Ding, das da erst fragt, ob das schön ist!"

Sie war sehr blaß geworden, und die Tränen traten ihr in die Augen.

„So etwas ist einfach ein Erlebnis." Er sprach wie zu sich selbst. „Fröstelnd kriecht es uns den Rücken hinab und drückt uns den Hals zu, als sollten wir ersticken, und doch fühlen wir uns leicht und frei, als flögen wir körperlos durch den Äther. Da lernt man den Pantheismus verstehen —"

Sie konnte seinem Gedankengang natürlich nicht folgen. Traurig sah sie auf die Delphine, die in dem sprudelnden Wasserschwall hinter dem Schiff sich munter überschlugen.

Er lehnte sich neben ihr über die Brüstung und lachte. „Jetzt halte ich Ihnen Vorlesungen wie ein uralter gelehrter Professor und verderbe Ihnen den Spaß mit meiner Kathederweisheit. Das ist aber die

gerechte Strafe dafür, daß Sie mir so deutlich zu verstehen gaben, daß ich auch für Sie ‚nur ein Bajazzo‘ bin.“

Der mutwillige Ausdruck verschwand von seinem Gesicht, als er ihren tiefen Blick gewahrte. Eine Pause entstand.

„Sehen Sie, diese neckischen Tiere waren im Altertum Apollo geweiht,“ mit dieser sachlichen Bemerkung fand er für gut, den Bann zu brechen, und wies mit dem Finger auf die spielenden Delphine.

„Sie wissen wohl ungeheuer viel,“ meinte ehrfurchtsvoll die Kleine.

„Je mehr wir wissen, desto sicherer wissen wir, daß wir nichts wissen, behauptete bereits Sokrates, und ich erlaube mir, mich seiner Meinung anzuschließen.“

Da tauchte der Kopf des alten Kammerdieners, den die Gräfin als Reisemarschall mitgenommen, über der letzten Stufe auf. Mit untertänigem Murmeln bot er ein Plaid an gegen die Zugluft. Ungeduldig wehrte das Prinzeßchen ab.

„Welch würdevollen Diener Sie haben!“ meinte der junge Mann.

„Hat nicht jeder Mensch seine Diener?“ erkundigte sie sich mit einer echten Prinzessinnenfrage.

„Ich habe mir sagen lassen, daß es irgendwo Leute gibt, die keine zur Verfügung besitzen — ein mustergültiges Beispiel jener Menschengattung ist meine Wenigkeit.“

„Großer Himmel!“ das Prinzeßchen hob beide Hände in die Höhe und machte erschrockene Augen. „Wer putzt Ihnen dann die Schuhe?“

„Es ist schon vorgekommen, daß ich dies selbst getan habe,“ erklärte der junge Mann seelenruhig. „Hier macht es irgend ein Antonio oder Giuseppe für einige Soldi.“

„Und wer packt Ihnen denn die Koffer?“

„Ihr Plural ist sehr gütig. Ich nenne aber nur ein einziges derartiges Exemplar mein, und das war vielleicht zu Zeiten der Befreiungskriege jung — möglicherweise . . . Wer anders als ich sollte ihn packen? Unten kommt das Leichteste, die schweren Bücher obenauf, die halten dann alles gut zusammen. Das ist keine Kunst.“

Das Prinzeßchen lachte vergnügt. So etwas kam ihr zu komisch vor.

Er zeigte ihr eine ganz kleine, graue, mit Steinen bedeckte Insel, die aus dem Meere auftauchte, einen Scoglio, mit einem Leuchtturm darauf. „Dort wohnt ein Wächter, jahraus, jahrein, Winter und Sommer, ganz allein, ohne eine Menschenseele zur Gesellschaft — in Sturm und Regen und Sonnenbrand, immer allein. Nur seinen Hund hat er bei sich.“

„Warum heiratet er nicht?“ fragte naiv die Kleine.

„Ha, vermutlich weil er keine Frau fand. Frauen wollen allerhand vom Leben: andere, mit denen sie schwatzen können, und Musik und Tand und Putz. Den Putz aber müssen viele Leute sehen und bewundern, sonst freut er sie auch nicht.“

Da sah ihn das Prinzeßchen wiederum mit dem ihr eigenen Blick von der Seite an. Obgleich sie so klein und einfältig war, dachte sie sich doch ihr Teil.

Der Gräfin schlug das Gewissen. Ganz gewaltig sogar. Mitunter meinte sie, ihre Schutzbefohlene müsse wirklich das Klopfen ihres Herzens hören, denn es pochte wie ein Hammer. Aimée aber wußte sich Besseres, als sich darum zu kümmern. Sie hatte neuerdings

ganz tiefe, sehnsüchtige Augen bekommen und Wangen wie eine aufgeblühte Monatsrose.

Für einige Tage hatte man sich in einem alten venezianischen Palazzo mit hallenden Sälen voll nachgedunkelter Bilder einquartiert. In den hohen Räumen war es stets eiskalt, die Fresken an den Wänden bröckelten überall ab, und die marmornen Fliesen waren teppichlos; auch war nirgends eine bequeme Sitzgelegenheit aufzutreiben. Doch das Prinzeßchen bewunderte alles wahllos. Besonders entzückte sie ein kleiner, beängstigend über das Meer hängender Balkon, in dessen steinerne Vergitterung inmitten zierlicher Rosetten und Ranken der Markuslöwe eingehauen war mit seinen ausgebreiteten Flügeln, das aufgeschlagene Buch mit der Inschrift zwischen den Pranken. Von dieser Warte aus konnte man jeden Kommenden zuallererst erspähen.

Man lebte wie regelrechte Insulaner, nährte sich ausschließlich von in Öl gebackenen Fischen und schönen roten Scampi sowie von Feigen, Bananen und Mandeln.

Der junge Schriftsteller hauste irgendwo in einer kleinen Fischerhütte am Strande, in deren niederer Stube Haufen zu flickender Netze, rostige Kupfergeräte und gewaltige Taurollen aufgestapelt waren.

„Nun will ich aber endlich das wunderbare Kloster sehen," bestimmte das Prinzeßchen.

„Gut, fahren wir hin," meinte resigniert die alte Dame.

„Es gibt keinen Wagen auf der Insel," beeilte sich der junge Mann zu sagen.

„Wie lange geht man also?" erkundigte sich vorsichtig die Gräfin.

„Zwei Stunden hin, zwei zurück," behauptete er mit dem ehrlichsten Gesicht von der Welt.

„Grundgütiger Gott!“ ächzte sie. „Dann ist nicht daran zu denken.“

„Doch, daran denken wir sehr,“ beharrte kaltblütig die kleine Hoheit.

„Kann man keinen Kahn benützen?“ griff die Besorgte ängstlich nach diesem letzten Rettungsanker.

„Hinzurudern vermag man schon, aber das Landen ist unmöglich,“ log der Unverbesserliche. „Die starrenden Korallenriffe durchlöchern jedes Boot.“

Strahlend vor Vergnügen hörte das Prinzeßchen dieser erstaunlichen Behauptung zu.

„Der Ausflug muß also unterbleiben,“ entschied Mummy.

„Der Ausflug wird gemacht. Nämlich ich mache ihn, und Herr Fortunato ist so gut und zeigt mir den Weg — ja?“ bat sie mit ihrer süßesten Stimme, zu ihm gewendet.

Ein schneller Augenaufschlag antwortete ihr.

„Ich verbiete es unbedingt,“ sagte die alte Dame, womit sie vollkommen recht hatte.

„Und ich sterbe, wenn du noch so weiter machst,“ behauptete das Prinzeßchen. „Vorher aber schreibe ich noch nach Hause, daß du mich zu Tode gequält hast.“

Was ließ sich gegen solch einen Trotzkopf ausrichten?! Endlich einigte man sich dahin, daß die beiden den alten Diener mitnehmen sollten; der konnte zur Not als Ehrengarde dienen, wie Mummy, schwer aufseufzend, dachte. —

Die ganze Insel schien wie in Sonne und Duft gehüllt, als das Prinzeßchen und ihr Begleiter sich auf den Weg machten, gefolgt von dem dienstbaren Geist, der steif wie eine Bildsäule im Vollgefühl der ihm aufgebürdeten Verantwortung hinter ihnen her wandelte.

Junge Füße aber laufen schnell, und alte können mitunter nicht nach, selbst wenn die Pflicht sie treibt. Bei einer Biegung der vielverschlungenen Pfade verlor der bestellte Wächter seine Herrin aus den Augen. Wie sollte er sie wiederfinden, da er doch nicht einmal das Ziel kannte?

Die beiden jungen Menschen lachten nur, als sie es bemerkten, wie sie heute über alles lachten — über jedes Nichts, über ein Wort, einen Blick, einen zurückschnellenden Ast.

Im lichten Schatten des Ölwalds schritten sie dahin, umwallt von düfteschwerer Luft, die sie weich umkoste, unter Balsamfichten, durch deren schwarzgrüne Zweige ab und zu das glühende Blau des Meeres aufblitzte.

„Nun sind wir gleich da," äußerte der junge Mann nach kurzer Wanderung.

„Sind das schon zwei Stunden?" fragte das Prinzeßchen.

„Ach nein — man geht ja nur eine halbe," erwiderte er schuldbewußt. — „Seien Sie nur nicht böse!" bat er leise, als sie schwieg. „Bitte, lachen Sie doch wieder!"

Das Prinzeßchen lachte nicht, aber um ihre Lippen legte sich ein zärtlich glückseliges Lächeln.

„Jetzt machen Sie mal die Augen zu — geschwind," gebot er, als der Strandweg eine scharfe Krümmung machte.

Sie gehorchte widerspruchslos.

Er faßte ihre Hand und zog sie einige Schritte weiter.

„Nun?" fragte er triumphierend.

Vor ihren Blicken türmte sich ein luftiger Bau mit Türmen, Zinnen und Zacken, der schien aus lichtem,

durchsichtigem Rosenkristall; er ragte empor auf Felsen wie aus purem funkelnden Gold. Und weit hinaus, in wesenloser Unendlichkeit schwamm das Meer wie in flüssiges Feuer getaucht.

„Nun?“ fragte er abermals — ihre Hand loszulassen, hatte er vergessen.

„Ach — wie zauberhaft schön!“ flüsterte sie mit versagender Stimme.

Da blickte er sie an und mußte gewahren, daß ihre Augen sich nicht auf das phantastische Bild vor ihnen richteten, nein, sondern wie verloren an seinem Gesicht hingen.

Der Widerschein der sinkenden Sonne lag auf seinen Zügen und strahlte aus den braunen, schwärmerischen Augen.

„Das ist nur der Trug der Sonne, wenn sie gerade diesen Stand einnimmt,“ hatte er die Besinnung zu sagen. „Im Süden äfft sie uns manchmal mit allerlei Possenspielen. Es sind ganz gewöhnliche, simple Mauern wie andere auch, grau und braun und zerwaschen und verwittert im Lauf der Jahrhunderte.“

Violette Schatten schlichen sich langsam unter das brennende Gelb der Klippen.

Im hohen Gras verstreut standen vielfarbige Hyazinthendolden, weiß und rot und blau; das Prinzeßchen pflückte eine nach der anderen, bis sie beide Arme voll der duftenden Last hatte.

Er breitete seinen Mantel auf ein Felsstück, und sie ließ sich darauf nieder. Seiner ganzen Länge nach warf er sich zu ihren Füßen ins saftige Grün, stützte den Kopf in die Hand und sah zu ihr auf. Sie versuchte, ihre Hyazinthen nett zu ordnen: in der Mitte die roten, darum die weißen und schließlich die blauen im Kranz.

„Welch ein steifer, langweiliger Strauß!" rief er neckend. „Reizvoll ist nur das Regellose — wissen Sie das noch nicht?"

Und er griff in die schön gerichteten Blumen, daß sie auseinander fielen, in einen wirren, blühenden Haufen auf ihre Knie.

Da packte loser Mutwille das Prinzeßchen. „Sie verdienen eine gehörige Strafe," lachte sie und warf ihm eine Blüte gerade ins Gesicht — eine weiße.

Er lächelte nur und ließ sie zu Boden fallen.

Der ersten folgte eine zweite nach — eine blaue.

Dasselbe Schicksal ereilte sie.

„Was für ein Buch schreiben Sie jetzt?" fragte das Prinzeßchen und schleuderte übermütig eine weitere Hyazinthe — eine weiße.

„Über die Liebe," antwortete er bereitwillig, denn er war noch sehr jung.

„Verstehen Sie denn etwas davon?" fragte sie mit mehr Schelmerei, als man ihr vielleicht zugetraut hätte.

„Ich glaube schon," antwortete er und blickte in ihre Augen.

„Wirklich? Aus eigener Erfahrung? — Richtig, Sie sagten ja, Ihr literarisches Gewissen verpflichte Sie, nur Selbsterlebtes zu schildern."

Sie warf wieder eine Blume auf ihn — eine blaue.

Er aber nahm keine einzige.

„Aus ureigenster Erfahrung und Anschauung," bestätigte er mit ernsthafter Miene die an ihn gerichtete Frage.

„Waren Sie schon oft verliebt, Herr Fortunato?" wollte sie weiter wissen.

„Mindestens ein dutzendmal," lautete die schnelle Antwort; „ich möchte aber nicht beschwören, daß die Niedrigkeit der Ziffer stimmt."

Die Kleine war jäh erblichen; ein tiefer Schatten legte sich über das rosenrote Gesichtchen.

Und er war so schlecht, sich darüber zu freuen.

„Wie haben sie ausgesehen?“ fragte Aimée endlich leise. Mit dem Blumenwerfen hatte sie aufgehört. „Die Damen nämlich. Waren sie wunderschön?“

„Das weiß ich nicht mehr, ich habe es schon längst wieder vergessen,“ entgegnete er nachdenklich. „Das erste Mal bin ich sieben Jahre alt gewesen, muß ich Ihnen gestehen.“

Sie war noch ein rechtes Kind. In diesem Augenblick aber war sie ganz Weib, als sie fragte: „Und das letzte Mal?“

Er antwortete nicht, weil es eben Fragen gibt, auf die man nicht antworten kann.

Da warf sie ihm noch eine Hyazinthe zu — eine feuerrote.

Geschickt fing er sie mit den Lippen auf, sog, die Augen halb geschlossen, mit dem Munde den Duft ein, dann sprang er empor, raffte die am Boden liegenden verstreuten Blüten zusammen, trat vor das junge Mädchen hin und ließ die ganze Wolke auf sie fallen, daß es wie ein blühender Regen über ihr niederging.

„Ach, ich habe Ihnen doch alle geschenkt,“ sagte sie halb lachend, halb kläglich.

„Ich aber mag sie nicht,“ rief er in sprühendem Übermut, „ich mag etwas anderes.“

„Was denn?“

„Einen Kuß!“

Sie sah sein schönes, lachendes Gesicht ganz nahe über sich, dieses Gesicht mit den lustigen braunen Augen, der kurzen geraden Nase und den roten Lippen.

„Aber — schickt es sich denn?“ fragte die Kleine unschuldsvoll.

Nun war er doch ganz blaß geworden. Er haßte sich geradezu und hätte sich schlagen mögen.

Mit abgewandten Augen richtete er sich auf. „Ich habe nur einen Spaß gemacht," sagte er leise, „einen dummen, törichten Spaß. Verzeihen Sie, bitte. Und gehen wir jetzt — recht schnell."

Aber das Prinzeßchen fragte sich im Allertiefsten ihres Herzens, ob es eine schwere Sünde sei, zu beklagen, daß es „nur ein Spaß" gewesen.

Die Gräfin Barbara Platten hatte einen Brief aus der Heimat bekommen. Ein Schreiben wichtigen, hochwichtigen Inhaltes, fünffach gesiegelt, von einem Spezialkurier überbracht.

„Gott und alle Heiligen seien tausendfach gelobt und bedankt!" seufzte die Empfängerin auf, als sie zu lesen begonnen. Der Brief enthielt den strengen Befehl, sofort und schleunigst heimzukehren. Irgend jemand mußte wohl ausgiebig geklatscht haben. Freilich — solche Dinge schwirren in der Luft.

Die Freude wurde allerdings stark getrübt durch verschiedentliche kaum mißzuverstehende Neben- und Seitenhiebe, alle des einen Sinnes, daß manche Leute anfingen, merklich alt zu werden.

Die Hauptsache war der Befehl, das Prinzeßchen umgehend darauf vorzubereiten, daß ihr nach ihrer Rückkunft Großes bevorstünde: eine hohe Würde, aber auch schwere Pflichten.

Wie es eben üblich ist, war schon alles abgemacht.

Nun, wenn auch etwas spät, besann sich die alte Dame darauf, daß man diplomatisch handeln müsse.

Irgendwie verstand sie es so einzurichten, daß sie dem jungen Mann von alledem Mitteilung machte,

ohne daß das Prinzeßchen darum wußte. Scheu wandte sie den Blick weg von seinem bleichen Antlitz und den finsteren Augen, die ihr sagten, was sie selbst sich schon zum bitteren Vorwurf gemacht. Zu allem, was sie sprach, nickte er nur wortlos, auch als sie ihm klar machte, daß das reizende kleine Mädelchen eine ehrfurchtgebietende Prinzessin sei.

Er nickte nur immer wieder, doch sie sah, daß er sie verstanden hatte.

Aimée weinte so verzweifelt, wie sie noch nie in ihrem Leben geweint, als sie hörte, daß es nunmehr Ernst werden sollte. Dann, als sie von den großen Dingen vernahm, die man ihr zugedacht, setzte sie eine undurchdringliche Miene auf, so eine rechte Prinzessinnenmiene.

Als aber die alte Dame ihr zum Schluß mitteilte, daß „Er“ abgereist sei, ohne Abschied zu nehmen, weg auf Nimmerwiedersehen, da lachte sie zum ersten Male wieder, lachte zwischen den glänzenden Tränen hindurch und schnippte mit den Fingern der alten Dame ins Gesicht, die ganz erstarrt war ob eines solchen Betragens.

Dann legte sich das Prinzeßchen buchstäblich auf die Lauer; den ganzen langen Tag stand sie auf ihrem winzigen überhängenden Balkon oder kniete hinablugend auf den roten Seidenkissen des steinernen Bänkchens und wartete.

Wartete mit jener namenlosen Geduld, die man in einem einzigen Fall hat und nie sonst.

Vor ihr lag das unendliche Meer, und in der Tiefe, hart unter dem Balkon, lief ein schmaler Strandweg vorbei, den sie unablässig im Auge behielt.

Die Stunden verrannen — oh, so langsam! Als schon der Sonne glühender Feuerball in den farbenschillernden Wassern ertrank — da endlich kam er.

Zwar ging er mit hartnäckig abgewendeten Blicken schnellen Schrittes vorbei, aber — er war es doch.

„Herr Fortunato!“ rief sie halblaut und beugte sich über die Brüstung.

Er gab keine Antwort, sondern beschleunigte nur seinen Gang.

„Fortunato!“ rief sie abermals — recht fein und lieblich.

Da zögerte sein Fuß.

„Kommen Sie herauf — ja, wollen Sie?“ flehte sie in den weichsten Tönen.

„Nein, ich will durchaus nicht,“ war seine wenig ermutigende Entgegnung.

„Dann springe ich hinab,“ erklärte das Prinzeßchen und sah aus, als ob sie imstande wäre, ihre Worte auf der Stelle wahr zu machen.

Energischen Leuten gehen die Dinge zumeist nach ihrem Willen.

„Nun, dann komme ich doch lieber,“ sagte er und kehrte um.

Das Prinzeßchen flog ihm schnell wie ein Vogel entgegen, um ihn höchsteigenhändig einzulassen. Es brauchte nicht gleich das ganze Haus über ihre Besuche informiert zu sein.

Aber als sie zu dem mächtigen, grünen, eisenbeschlagenen Portal kam, war es fest verschlossen und der Schlüssel nirgends zu entdecken. Sie war dem Weinen nahe.

Von außen klopfte es mit leisem Finger. Als Echo klopfte sie zurück.

„Mummy hat mich eingesperrt — es ist abscheulich! Ich kann nicht hinaus, und niemand kann herein. Was machen wir nun?“

„Wir ertragen das Mißgeschick mit Haltung und

sagen uns auf diese originelle Weise, durchs Schlüsselloch, lebewohl."

Leichthin klangen die Worte, doch die Stimme, die sie sprach, bebte bedenklich.

Sie hörte sehr genau das verräterische Schwanken. Und da Liebe immer erfinderisch war, kam ihr auch ein erleuchtender Gedanke. „Können Sie klettern?" fragte sie eifrig.

„Wenn es nicht auf einen Kirchturm sein soll —" lautete seine Antwort.

„Ach nein, nur über eine ganz winzige, handhohe Mauer."

Und voll atemloser Todesangst ob einer möglichen Störung beschrieb sie ihm eilig den Weg.

Ein zweites Tor führte in den alten, verwilderten Garten, der sich hinter dem Palazzo ausdehnte. Das Prinzeßchen schlüpfte zwischen den Rosenhecken und Palmengruppen durch, lief achtlos über Narzissen- und Heliotropbeete der Stelle zu, wo, wie sie wußte, einige zerfallende Stufen die Mauer hinanführten. Sie mochten einst ähnlichen Zwecken gedient haben. Flugs erstieg sie die Warte und schaute nach ihm aus.

Da kam er auch schon. Aber als er nun unten stand, erwies sich die Mauer doch als von nicht zu verachtender Höhe.

Sein Gesicht war gerade neben dem ihren, als sie sich jetzt tief hinabbeugte, so daß sie sich ganz nahe in die Augen sehen konnten. Aber sie wollte es anders.

„Kommen Sie, ich will Ihnen helfen," sagte sie und streckte ihm die zwei weißen Hände entgegen.

Mit einem halben Lächeln umschloß er die beiden zarten kleinen Hände, die ihm Stütze sein sollten, fest mit seiner Linken, während die Rechte den überhängen-

den Ast eines Orangenbaumes ergriff, woran er sich behend auf den Mauerrand schwang.

Nun saßen sie beide nebeneinander und sahen sich in stummer Sehnsucht an.

Plötzlich kam ihm zum Bewußtsein, daß er ihre Hände noch immer in der seinen hielt. Das ist eine gefährliche Situation, besonders wenn zwei schöne blaue Augen so unbewußt hingebend schauen. Jäh ließ er sie fahren und sprang in den Garten hinab.

„Besser zehn Schritte Entfernung," dachte er mit einem Seufzer. Aimée war so reizend, wie sie da oben saß in ihrem weißen Kleide, die kleinen Füße hingen herab und den goldblonden Kopf hatte sie an den Stamm des Orangenbaumes gelehnt, daß die Blüten und Knospen sich wie ein Kranz um ihre Stirn legten.

„Gnädige Herrin," begann er — seine Stimme klang noch immer etwas unsicher — „was befehlt Ihr Eurem getreuesten Knecht? Die romantischen Zeiten, wo man Sarazenen bekämpfte und Drachen erschlug, sind leider vorüber. Auch wäre ich — damals und jetzt — nimmer edelgeboren genug gewesen, um mich in Eurem Dienste totstechen lassen zu dürfen."

Sie schwieg beharrlich. In der lautlosen Stille hörte man das leise Rauschen des Abendwindes und sein Säuseln in den Kronen der Fächerpalmen. Eintönig schlug das Meer an die Felsen.

Obgleich er ganz blaß war und die Zähne krampfhaft zusammenbiß, bemühte er sich, den scherzhaften Ton festzuhalten: „Ja, gnädige Herrin, es muß gesagt sein — unsere Wege, die kaum zusammengeführt, trennen sich hier schon wieder. Der Eure führt auf die Sonnenhöhen der Menschheit, wo Ihr in Schönheit wandeln werdet, Gnaden spendend oder Herzen brechend — wer kann das heute wissen? Der

meine geht — nun irgendwohin. Es liegt auch nichts daran, und zu sagen, daß dies irgend jemand groß kümmert, wäre zu viel behauptet. Dort, wo ‚die Geister aufeinander schlagen‘, da werde auch ich tüchtig mitkämpfen.“

Einen Augenblick hielt er inne, als falle es ihm schwer, weiterzusprechen.

Stockend fuhr er dann fort: „Und aus dem Vielliebchen — ja, aus dem kann nun freilich nichts werden. Was ich will, darf ich nicht, und was ich darf, will ich nicht. Ja, so geht's. Und nun sage ich tausend Dank noch für alle netten, lieben Worte, auch für die gute Absicht, mich vom Hungertode zu erretten — damals.“ Er versuchte zu lachen, doch er konnte es nicht. „Sehen Sie, dies nehme ich mit, auf daß ich nicht allzu schnell einer holden kleinen Fee vergesse —“

Er zog das verwelkte Veilchensträußchen hervor und zeigte es ihr — mit einem heißen Blick in ihre Augen. Dann drückte er hastig seine Lippen darauf und wollte gehen.

„Fortunato — Liebster!“ Er hörte es ganz schwach, aber auch ganz klar und deutlich hinter sich.

Eine dunkle Blutwelle schlug ihm ins Gesicht. Mit einer heftigen Bewegung sah er zurück. Und da war es um ihn geschehen. Ihre Augen riefen ihn. Ein leiser Laut — dann war er bei ihr und umschlang ihre weiße Gestalt. Von ihrem hohen Sitz bog sie sich herab und legte beide Arme leicht um seinen Hals.

So blieben sie — regungslos.

„Ach, Aimée!“ sagte er — und dann nichts mehr.

„Ich liebe dich, Fortunato — unsäglich!“ Kaum hörbar, nur wie ein Hauch wehte es über ihn hin.

Er hob den Kopf, den er bisher in ihr weißes Ge-

wand vergraben hatte. „Ich dich nicht — o nein, gar nicht!“ stieß er hervor.

Doch die Blicke, die diese Antwort begleiteten, mußten sie wohl zu einer befriedigenden machen. Denn sie senkte das schöne Köpfchen, und seine Lippen und ihr Mund fanden sich. Ganz sanft und sacht zogen ihn ihre umschlingenden Arme, bis er neben ihr auf der Mauer saß.

Da waren sie nun eng beisammen wie zwei kleine, hilflose Kinder — sie hielten sich umfangen und hatten die Köpfe aneinander gelehnt.

Ach und nun fragte sie nicht mehr, bevor sie ihn küßte, ob es sich auch schicke.

Vom Osten stieg die veilchenfarbene, helle Nacht des Südens herauf mit ihren riesengroßen, milchweißen Sternen — alle Blüten dufteten viel stärker noch als am Tage.

„Ich bleibe bei dir, wo immer du auch hingehst,“ sprach sie, als sei dies die einfachste Sache von der Welt.

Mit einem Ruck fuhr er auf und strich sich wie ein Erwachender mit der Hand über die Stirne. „Sollte ich dir gesagt haben, daß ich dich liebe?“ flüsterte er tonlos. „Wenn ich es gesagt habe, so darfst du es nicht glauben — der Mensch spricht eben manchmal in der Verblendung — weißt du — darum muß es noch lange nicht wahr sein — oh, noch lange nicht!“

Dadurch, daß er seine Worte mit Küssen unterbrach, verloren sie allerdings bedeutend an Glaubwürdigkeit.

„Du, mein Schatz!“ sagte sie leise und lachte dazu. Ihre feinen Finger glitten liebkosend über sein krauses Haar. „Du hast zwar gemeint, daß ich ganz unnütz bin, was mich damals furchtbar gekränkt hat,“ fuhr sie eifrig

nach einer Pause fort, „aber wenn ich mir sehr, sehr viel Mühe gebe, so kann ich alles lernen. Ich kann kochen lernen und waschen und backen — und, siehst du, dann brauchst du dir nie mehr selbst die Schuhe zu putzen, das kann alles ich besorgen."

Was sollte da einer antworten? Besonders wenn er sowieso schon leidenschaftlich verliebt ist.

Aber er war mehr als verliebt — er liebte sie.

Und er richtete ihr Köpfchen auf von seiner Schulter, an der es selbstvergessen lag, und gab ihre Hände frei. „Aimée," sagte er mit zuckendem Munde, „mein Liebling, nicht wahr, du weißt doch, daß es nicht sein soll — nimmer sein darf? Aimée — nein, schau mich nicht so an, bitte — sonst kann ich einfach nicht —. Sieh, ich stehe ja so tief unter dir, das vermag ja kein Wort auszudrücken, was uns trennt — da gibt es keine Brücken und keine Stege, nichts, nichts, was uns zwei zusammenführt."

Für sie waren dies nur leere Worte. „Nimm mich mit dir — ich sterbe ohne dich!"

„Ich sterbe," hatte das kleine Prinzeßchen umlängst im Scherz gesagt — heute aber war es ihr bitterer Ernst damit. Ihre Augen waren groß und dunkel geworden, weiß schimmerte ihr Gesicht im Sternenlicht.

Und sie streckte die Arme nach ihm aus.

„Aimée — du weißt das nur nicht so — daß es nicht geht." Er sprach zu ihr, wie man zu einem Kinde spricht. „Ich kann dich nicht mit in mein ungewisses Schicksal reißen — vielleicht in Nacht und Untergang. Mein ärmliches Leben ist so fern dem deinen — endlos fern. Und sieh, es muß gesagt sein: Wenn wir heute voneinander gehen —" die Worte kamen nur sehr mühsam von seinen Lippen — „nun, so ist es auf immer!"

Sie dabei anzusehen wagte er nicht.

„Nimm mich mit dir!“ flehte sie abermals, doch in ihren Augen sprach sich eine große Hoffnungslosigkeit aus.

„Aimée — quäle mich nicht!“ rief er außer sich. „Wisse, deine Liebe macht mich selig und reich, auch wenn ich sie nie, nie annehmen darf. Laß mich gehen, solange ich es noch kann. Ach, schlecht und gewissenlos würde ich aus Liebe zu dir, wenn du mich hieltest. Hab Erbarmen mit mir, Aimée!“

Da hielt sie ihn nicht länger.

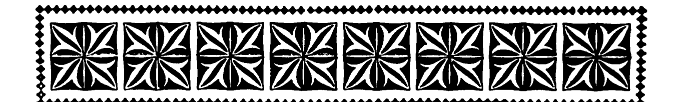
Er hatte das rechte Wort gefunden.

Langsam wandte sie die erloschenen Augen ab von ihm.

Langsam ließ sie die ausgestreckten Arme sinken.

Dann war er gegangen — fort aus ihrem Leben — für immer.





Modetorheiten und Modespielereien.

Von R. Hendrichs.

Mit 9 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Dafür, daß Frau Mode zu allen Zeiten eine launenhafte und exzentrische Dame gewesen ist, besitzen wir eine unermeßliche Fülle der ergötzlichsten Beweise. Wir belächeln und verspotten die Modetorheiten unserer Vorfahren, wie unsere Nachkommen die unseren verspotten und belächeln werden. Das ist eine alte Erkenntnis, aber sie hat noch zu keiner Zeit die Menschen verhindert, sich willig jener Massensuggestion zu unterwerfen, als die der Begriff der „Mode" seinem innersten Wesen nach anzusehen ist, und noch zu keiner Zeit hat es an wunderlichen Exemplaren der menschlichen Rasse gefehlt, die den Ehrgeiz bekundeten, bei der Ausstattung und dem Schmuck ihrer äußeren Erscheinung die Exzentrizitäten der herrschenden Mode durch Zutaten eigener Erfindung bis an die äußerste Grenze des Möglichen zu steigern.

Eitelkeit, Gefallsucht und der Wunsch, mit Reichtümern zu prunken, lassen diese Narren der Mode sehr oft jedes Gefühl für das Lächerliche ihrer verzweifelten Anstrengungen verlieren und sie zu einem Gegenstand des Spottes werden, während sie ein Gegenstand der Bewunderung zu sein glauben. Wir brauchen nicht erst in den Berichten alter Chronisten und in den Mappen verschollener Karikaturenzeichner zu blättern, um aller-

lei lustige Belege für die Unausrottbarkeit dieser menschlichen Schwäche beizubringen.

Auch heute noch, wie wahrscheinlich in der aller-



Phot. Underwood & Underwood.

Ein kostbarer Turban.

fernsten Zukunft, bringt das Bedürfnis, aufzufallen, solche Modenauswüchse unfreiwillig komischen Charakters zutage, und die kleine Auslese, die wir hier im

Bilde vorführen, wird sicherlich von jedem unserer Leser aus eigener Wahrnehmung noch um eine hübsche Anzahl weiterer Beispiele vermehrt werden können.

Die jüngste Mode der teils ins Riesenhafte gewachsenen, teils in den phantastischsten Formen gehaltenen Damenhüte war ganz besonders dazu angetan, erfindungsreiche Köpfe zu den verwegensten Kühnheiten aufzustacheln. Wir alle haben die Dame gesehen, die um ihres Hutes willen irgend eine Tür nicht passieren oder in irgend einem Gefährt nicht aufrecht sitzen konnte, und gar mancher unter uns hat es tief schmerzlich an seinem Geldbeutel empfunden, welche Summen die Anschaffung solcher Riesenhüte verschlingen konnte.

Wenn aber jedermann gezwungen ist, teure Hüte zu tragen, so muß unter denen, die aus der großen Menge hervorzustechen wünschen, naturnotwendig ein Wettkampf entstehen um den Ruhm, den allerteuersten zu besitzen. Wir können uns recht gut vorstellen, von welchem Hochgefühl die Brust der hübschen Schauspielerin auf unserem ersten Bilde geschwellt war, als sie sich mit ihrer nach indischen Vorbildern „komponierten“ Durbar-Turban-Toque schmücken durfte, zu der das Material an Stoff und Federn nicht weniger als die Kleinigkeit von dreißigtausend Franken gekostet hatte.

Weil es schließlich aber für alles Menschenwerk eine Grenze des Erreichbaren gibt, sogar für die Größe und die Kostbarkeit eines Damenhutes, blieb für ein weibliches Wesen, das um jeden Preis auffallen wollte, zuletzt nichts anderes mehr übrig, als statt der allergrößten und allerprunkhaftesten Kopfbedeckung die allerkleinste und allereinfachste zu wählen. An die Stelle der gigantischen Gebäude, die auf der künstlichen Lockenfülle ihrer lieben Mitschwestern balancierten, setzte sie,

wie wir aus ihrem Bilde ersehen, ein Spitzentüchlein von solcher Winzigkeit, daß die Hand eines normalen Mannes es beinahe hätte bedecken können. Das war nun zwar weder ein Hut noch ein Häubchen oder sonst



Phot. Underwood & Underwood.

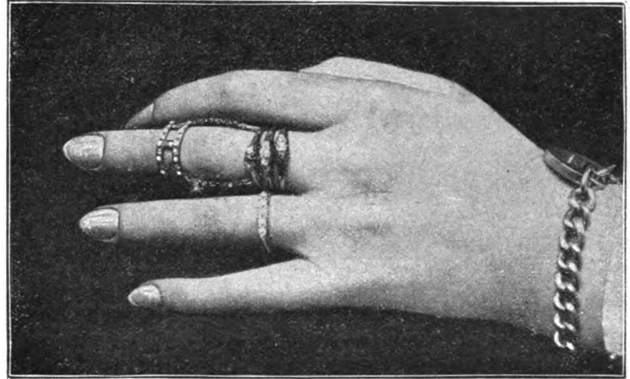
Die allerneueste Kopfbedeckung.

etwas, was als richtige Kopfbedeckung hätte passieren können, aber es war etwas, das um seiner Absonderlichkeit willen notwendig die Blicke auf sich ziehen mußte. Und andere Wirkungen hat noch nie eine Evastochter von ihrer Kleidung verlangt.

Was für die Kleidung gilt, gilt selbstverständlich in erhöhtem Maße für den Schmuck, der ja von vornherein nur die Bestimmung hat, in die Augen zu fallen. Es gab Zeiten, da ein einzelner Ring am Goldfinger für hinlänglich angesehen wurde, die Aufmerksamkeit anderer auf die wohlgeformte Hand der Trägerin hinzulenken, und es soll selbst heutzutage noch altmodische Leute geben, die in solcher Beschränkung ein Anzeichen guten Geschmackes erkennen wollen. Aber für wirklich moderne Menschen kommen derartige überlebte Ansichten selbstverständlich nicht in Betracht. Auch zwei oder drei, ohne jede Rücksicht auf die Harmonie oder Disharmonie ihrer künstlerischen Form übereinander gesteckte Ringe gelten heute bereits als ein viel zu dürftiger Fingerschmuck, und „totschick“ ist nur noch der Marquisenring, der mit seiner brutalen Häufung von Brillanten oder anderen Edelsteinen ein ganzes Fingerglied und womöglich auch noch ein Stückchen des Handrückens bedeckt. Was aber soll sich jemand, der bemerkt werden will, selbst von einem fünf Zentimeter langen Marquisenring versprechen, wenn dies Riesenschmuckstück für den Beschauer längst zu etwas Gewohntem und Alltäglichem geworden ist?

Nun, glücklicherweise sind ja in bezug auf kostbare Handzier noch lange nicht alle Möglichkeiten erschöpft. Der „Doppelring“ auf unserem Bilde, dessen auf zwei Fingerglieder verteilte Hälften durch feine Kettchen miteinander verbunden sind, bedeutet also vermutlich nur einen bescheidenen Anfang, der die herrlichste Aussicht auf schier unzählige Ringkombinationen eröffnet. Man bedenke, daß jede Hand fünf Finger und vierzehn aufnahmefähige Fingerglieder hat. Wer besitzt Phantasie genug, sich alle dadurch erschlossenen Möglichkeiten auszumalen?

Ein Übelstand freilich bleibt auch dann noch bestehen, wenn alle achtundzwanzig Glieder mit doppelten, dreifachen oder fünffachen Ringen geschmückt sein werden, der Übelstand nämlich, daß die übrigen Teile des Körpers der bevorzugten Hand gegenüber zu sehr in Nachteil geraten, und andere Regionen — ein paar hübsche Füßchen zum Beispiel — haben doch im Grunde



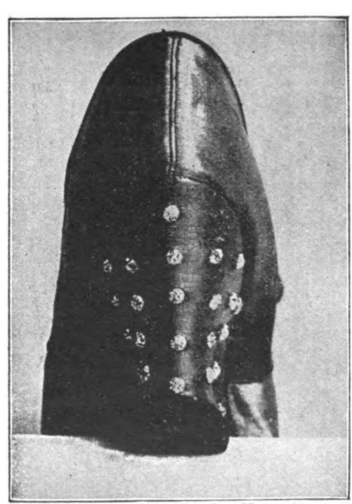
Phot. Illustrations-Bureau

Der Doppelring.

mindestens denselben Anspruch auf Beachtung und Bewunderung. Mrs. Anthony, eine bekannte New Yorker Schönheit, folgte also nur einem durchaus begreiflichen und berechtigten Impulse, als sie die Absätze ihrer Tanzschuhe mit Brillanten von ansehnlicher Größe sozusagen spicken ließ. Der Effekt war unausbleiblich, und der geniale Einfall hatte außerdem den nicht hoch genug zu schätzenden Vorzug, daß nicht jede erste beste ihn sofort nachahmen konnte.

Einige Hunderte freilich wären dazu immerhin in der Lage gewesen; diesen aber mußte wiederum ihre Selbstachtung verbieten, noch mehr als bisher an Hän-

den, Füßen und sonstigen Körperstellen einen Luxus zur Schau zu tragen, von dem doch ohnehin jedes Kind wußte, daß sie sich ihn leisten können. Ihnen mußte, ebenso wie der klugen Pariserin mit dem handgroßen Spitzenhäubchen, die Rückkehr zur äußersten Einfachheit als ein bei weitem wirksameres Mittel erscheinen, Sensation zu erregen. In Gestalt von Brillanten trägt den Kohlenstoff heute schon jede Bäckersgattin und jeder Geschäftsreisende. Ein Glück also, daß er in der Natur auch noch in anderen Härtegraden vorkommt und in Gestalten, die ihn nur einer bis zum Blödsinn gesteigerten Vornehmheit des Geschmacks noch als geeignet erscheinen lassen können, als Schmuckgegenstand zu dienen. Konnte man ihn aus Gründen des „Schicks“ nicht mehr als Brillanten tragen, nun, so trug man ihn eben als Steinkohle. Die Wertlosigkeit des Materials konnte ja keine Rolle spielen bei Leuten, für die auch sein Wert keine



Phot. London News Agency.

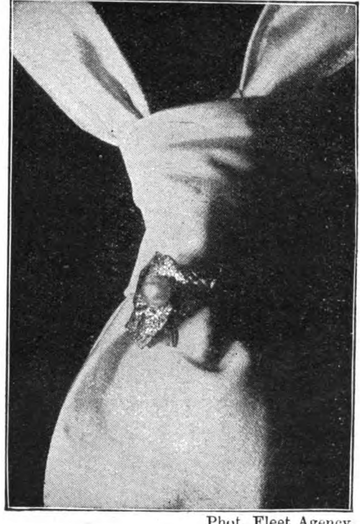
Mit Brillanten geschmückter Stiefelabsatz.



Phot. Fleet Agency.

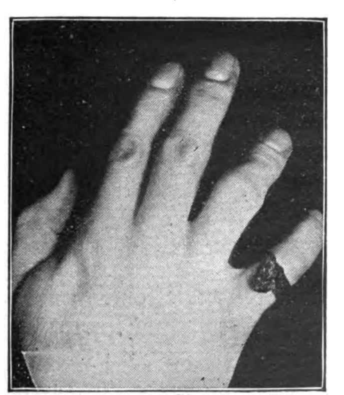
Die Steinkohle als Manschettenknopf.

Bedeutung gehabt hätte. Hatte man damit angefangen, kostbare Perlen nicht mehr in Brillanten, sondern in schlichte Steinkohle zu fassen, so schwang man sich bald dazu auf, Fingerringe, Manschettenknöpfe und dergleichen ganz und gar aus diesem nützlichen Brennmaterial herzustellen. Die so gewonnenen Schmuckstücke bestechen zwar nicht gerade durch blendende Schönheit, aber man durfte sie wenigstens mit dem erhebenden Bewußtsein tragen, daß die Bäckersgattinnen und die Geschäftsreisenden nicht leicht auf den Gedanken verfallen würden, sie auch für ihre Person zu akzeptieren.



Phot. Fleet Agency

In Steinkohle gefaßte Perle als Krawattennadel.



Phot. Fleet Agency.

Ein Fingerring aus Steinkohle.

Ein unentbehrliches Ausstattungsstück für die Straßentoilette unserer Damen ist in den letzten Jahren das Handtäschchen geworden, das seine Existenz der Unmöglich-

keit verdankt, an oder in den engen Kleiderröcken auch nur die allerwinzigste Tasche anzubringen. Anfangs nur eben groß genug, um den notwendigsten



Phot. Underwood & Underwood.

Die Damentasche auf der Höhe ihrer Entwicklung.

Dingen Aufnahme zu gewähren, die eine Dame bei ihren Ausgängen mit sich führen muß, wuchsen diese ledernen, seidenen oder metallenen Behälter nach und nach zu immer ansehnlicherem Umfange an, ihre Gestalt den mannigfachsten und abgelegensten



Phot. Underwood & Underwood.

Die knopflose Bluse.

Vorbildern entlehnend. Wie hätte es da ausbleiben können, daß sich schließlich Närrinnen fanden, die auch dies lediglich als Notbehelf gedachte Anhängsel ihrer

Kleidung für eine „Sensation“ auszubeuten wußten. Die beiden bis zur Größe und Aufnahmefähigkeit mittlerer Reisekoffer gediehenen „Handtäschchen“ auf unserem Bilde bedeuten nicht etwa einen photographischen Scherz, sondern sie sind wirklich und wahrhaftig in den Straßen von Paris spazieren getragen worden, den hübschen Trägerinnen selbstverständlich das lebhafteste Interesse aller Vorübergehenden sichernd.

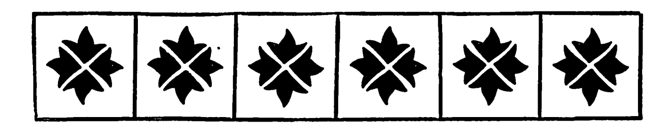
Dafür aber, daß die Sucht, sich auszuzeichnen, ausnahmsweise auch einmal etwas recht Hübsches und Praktisches hervorbringen kann, mag unsere letzte Abbildung zeugen. Seit mehreren Jahren schon bildet die anscheinend unüberwindliche Mode der auf dem Rücken zu schließenden Blusen und Kleidertaillen einen Gegenstand stiller und lauter Verzweiflung sowohl für die Trägerinnen selbst, wie für die ihnen nahestehenden Personen, denen vielleicht mehrmals an jedem Tage die schmerzliche Pflicht obliegt, sich in einen erbitterten Kampf mit Dutzenden von widerspenstigen Haken und Ösen oder auf ein neckisches Vexierspiel mit jenen famosen Druckknöpfen einzulassen, die sich zwar nur mit den größten Schwierigkeiten schließen lassen, dafür aber allen Versuchen, sie wieder zu öffnen, einen passiven Widerstand von bewunderungswürdiger Beharrlichkeit entgegensetzen. Auf den genialen Gedanken, Haken oder Knöpfe wie in der guten alten Zeit wieder da anzubringen, wo die Trägerin des betreffenden Kleidungsstückes sie mit ihren eigenen Händen erreichen kann, ist leider bis heute noch keine von den schöpferischen Autoritäten der Mode gekommen.

Dafür aber ist eine mutige und erfinderische junge Dame noch um einen Schritt weitergegangen und hat für ihre eigene Person eine Bluse erfunden, die

überhaupt weder Knöpfe noch Haken oder Nadeln braucht, um die schlanke Gestalt ihrer Trägerin kleidsam zu umschließen. Eine hübsche Schleife an der rechten Seite genügt vollkommen, um die Drapierung des geschickt zugeschnittenen Stoffes unverschiebbar in ihrer Lage zu erhalten.

Wenn diese allerliebste knopflose Bluse trotz ihrer augenfälligen Vorzüge noch immer nicht zur herrschenden Mode geworden ist, so gibt es dafür eben keine andere Erklärung als die, daß das Törichte und Unvernünftige ungleich besser geeignet ist, Aufsehen zu erregen, als das Praktische und Verständige.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

So 'n bißchen Kleptomanie. — „Wo nur heute Mama bleibt?" sagte die dreizehnjährige Lucy zu ihrem Vater, und der neunjährige François schloß sich dieser Frage an.

„Kinder, wir müssen heute allein zu Abend essen," erwiderte der Vater, „Mama ist bei ihrer Freundin draußen in St. Cloud, und da wird sie wohl über Nacht bleiben."

Richtig kam denn auch die Frau Steueramtsdirektor Lebrun erst am nächsten Vormittag heim und konnte gar nicht genug von der herrlichen Natur da draußen erzählen.

Die Sache war aber anders, sehr anders.

Die Frau Direktor war eine leidlich liebevolle Gattin, eine treubesorgte Mutter, aber — es war ein „Aber" an ihr, das ein bißchen schlimm war, und das sie darum allen Menschen sorgfältig verbarg: die Frau Direktor — machte zeitweilig lange Finger.

Aber sagen wir lieber: die bedauernswerte Dame litt an temporären Anfällen jener psychisch-nervösen Krankheit, die man mit dem Worte Kleptomanie bezeichnet. Verschiedenemal hatte sie bereits in großen Geschäften von Paris kleinere Gegenstände mitgehen heißen, aber das letzte Mal schien es ihr, als habe ein Angestellter etwas bemerkt, und der tödliche Schreck, den ihr dies eingejagt, hatte sie veranlaßt, auf diese Art von Taschenspielerkunststückchen lieber zu verzichten.

Dagegen faßte sie einen kühnen Plan, den auszudenken ihr großes Vergnügen bereitete.

Die Frau Direktor gehörte zu den Damen, die nichts Schöneres kennen, als stundenlang in den großen Kaufhäusern zu verweilen. Oft ließ sie sich allerlei vorlegen, um sich dann,

nachdem die Ungeduld der Verkäufer den Siedepunkt erreicht hatte, „ungekauft“ zu entfernen. Dies durfte sie jedoch nicht jedesmal wiederholen, und so begnügte sie sich denn schließlich damit, die Warenhäuser „prüfend zu durchschreiten“, was ja bei dem Ab- und Zustrom der Käufer nicht weiter auffiel.

Und nun plante sie einen großen Schlag, und da es ihr an Mut und Energie nicht fehlte, so führte sie ihn auch aus. An jenem Abend, als ihr Gatte sie bei ihrer Freundin in St. Cloud glaubte, ließ sie sich im „Printemps“ einschließen.

Sie hatte gelegentlich bemerkt, daß es gegen Geschäftschluß in der Abteilung für Teppiche ganz still war. Wer kauft denn auch abends einen Teppich? Hier gab es lauschige Winkel genug, um sich zu verstecken.

Gefahr war ja kaum vorhanden, das Licht der Straßenlaternen drang hell in das Warenhaus herein; von Zeit zu Zeit machte ein Wächter die Runde, bei dessen Vorbeigehen versteckte sie sich natürlich, und früh, wenn das Geschäft geöffnet worden war, mischte sie sich ganz einfach unter die Schar der Käufer.

Alles ging vortrefflich. Zuerst fühlte sich die unternehmende Frau in der Einsamkeit etwas bedrückt, aber sie nickte in ihrer stillen Ecke ein, und dann, einige Stunden nach Mitternacht, begab sie sich in den Saal, in dem die Damenkleider ausgestellt waren. Am Tage hatte sie sich genügend orientiert: jenes dunkelgraugestreifte Volantkleid mit rotem Tuchpaspel, schwarzer Tresse und Oxydknöpfen, mit der weißen Taftgarnitur mußte ihr passen. Sie nahm es heraus und brachte es in ihren Winkel, legte ihre weite Bluse und ihren weiten Rock ab, hüllte sich in das neue Kleid und zog dann ihre eigenen Kleider wieder darüber. Das wohlige Wärmegefühl, das diese doppelte Garnitur hervorrief, empfand sie in der kühlen Nacht ganz angenehm.

Nun schnell noch in die Abteilung für Handschuhe und in die für Spitzentücher! Die rührige Dame wußte ja im Warenhause so genau Bescheid wie in ihrer Wohnung, und so wählte sie denn noch ein halbes Dutzend passender Glacés und einige feine Tücher, barg sie in den Taschen, und mit leisem Schritt huschte sie wieder in ihr Versteck.

Auch am Morgen klappte alles vortrefflich, niemand entdeckte sie, und als sie hinter den Teppichen hervortrat und sich harmlos einigen vorübergehenden Käufern anschloß, war die Gefahr vorüber.

Bei ihrer Heimkehr war ihr Gatte im Bureau, die Kinder in der Schule, am Dienstmädchen ging sie schnell vorüber und begab sich in ihr Schlafzimmer. Dort amüsierte sie sich erst vor dem Spiegel über ihr durch die Doppelhülle hervorgebrachtes Embonpoint, und dann zog sie das neue Kleid aus und bewunderte es. Hundertvierzig Franken war es unter Brüdern sicherlich wert.

Wenngleich der gute Direktor sich um den „Kleiderkram", wie er das Königreich der Frauen zu titulieren liebte, nicht viel kümmerte, mußte ihm doch das neue Kleid auffallen, als es seine Gattin einige Wochen später trug.

Aber bekanntlich ist es ja sehr leicht, einem Mann in solchen Dingen ein X für ein U vorzumachen, fast so leicht, wie eine Dame, die schöne Zähne hat, zum Lachen zu bringen. Fünfzig Franken mußte der gute Direktor für das neue Kleid hergeben, dreißig behauptete die Gattin in der Wirtschaft heimlich gespart zu haben. Daß das schöne Kleid mehr wie achtzig Franken kostete, wäre dem Eheherrn nicht im Traume eingefallen.

Für eine geraume Zeit setzte nun das nervös-psychische Leiden der Frau Direktor aus, sogar der Versuchung, hie und da einen kleinen Gegenstand in einem der Läden, die sie mit ihrem Besuche beehrte, mitzunehmen, widerstand sie.

Aber im nächsten Sommer hielt sie es doch nicht länger aus. Sie plante einen neuen großen Schlag, und zwar hatte sie es diesmal wieder auf ein Kleid abgesehen, ein prächtiges Herbstkostüm in demselben großen Warenhause. — — —

Es war in der Mitte des August, die Kinder, die Ferien hatten, weilten seit einiger Zeit bei einem Onkel auf dem Lande, und ihr Gatte befand sich auf einer beruflichen Reise, die ihn einige Wochen fernhielt. Die Frau Direktor teilte gegen Abend ihrem Dienstmädchen mit, sie besuche ihre Freundin und käme erst am anderen Morgen zurück.

Wieder versteckte sich die unternehmende Dame in dem Winkel

in der Abteilung für Teppiche. Heute fühlte sie sich schon weit sicherer als das letzte Mal.

Alles ging wieder glatt. Sie zog das Kleid an, das ihr besonders gefallen hatte, barg in den Taschen Handschuhe und andere liebenswerte Dinge und nickte stillvergnügt in ihrer Ecke ein. „Glück im Winkel!" flüsterte sie, als sie so dasaß und die Morgenröte erwartete.

Geduldig harrte sie der Stunde, wo das Geschäft geöffnet werden mußte, dann wollte sie wieder als Unschuldsengel in die Schar der Käufer schweben.

Aber ging denn ihre Uhr falsch? Diese zeigte schon längst auf acht. Aber das Geschäft blieb nach wie vor geschlossen.

Wie kam das nur? Plötzlich fiel es der heftig erschreckenden Frau ein, daß heute ja — Feiertag sei. In der letzten Zeit hatte sie sich ganz mit ihrem Plane beschäftigt, und so hatte sie ihr Abenteuer am Abend des 14. August angetreten!

Am 15. August aber ist der Nationalfeiertag Frankreichs, an dem alle Geschäfte geschlossen bleiben.

Die Gefangene wagte nicht, ihren Schlupfwinkel zu verlassen, und so mußte sie denn dursten und hungern.

Am Abend war die bedauernswerte Frau ganz erschöpft, und mit Grauen sah sie der zweiten Nacht entgegen, die sie in ihrem Versteck zubringen mußte. Ihr Mut war gebrochen, und sie verwünschte hundertmal ihre unselige Sucht, die ihr diese Qualen bereitete.

Wirre, fieberhafte Träume überfielen sie in der Nacht, und völlig krank vor Angst, Aufregung, Hunger und Durst schwankte sie, als der Morgen graute, dem Wächter entgegen, der vor der todblassen Frau nicht wenig erschrak.

„Wasser — Wasser!" flüsterte sie.

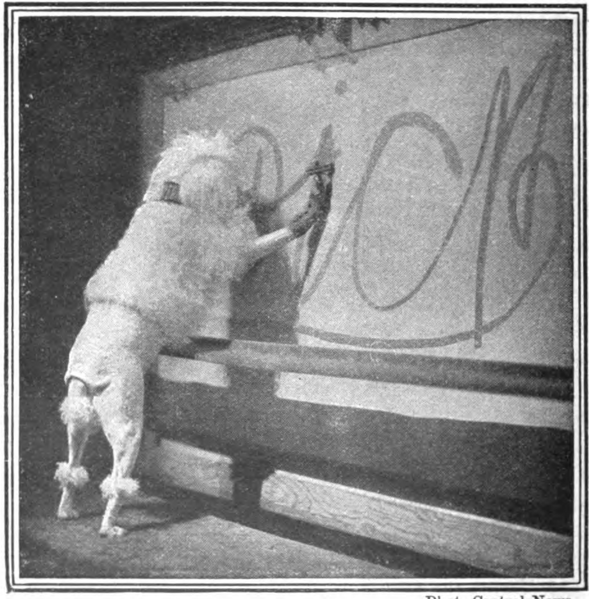
Man ist tolerant in den großen Warenhäusern, besonders gegen die an dem „nervös-psychischen Zustande der Kleptomanie" Leidenden.

Der Wächter erquickte die Kranke, sandte nach dem Leiter der Geschäftsabteilung, und der ließ die um Schonung innig bittende und flehende Dame unauffällig nach Hause geleiten

und dort den Betrag des Kleides und der übrigen bei ihr gefundenen Gegenstände einkassieren.

Noch lange hatte die Wirtschaftskasse der Frau Direktor an diesem Abenteuer zu schleppen. Die scharfe Kur hatte sie aber von ihrem „Leiden" gründlich geheilt, und alles, was sie künftig nach Hause brachte, war hübsch bar bezahlt. A. Th.

Ein schreibender Hund. — An die Pferde Mohammed und



Phot. Central News.

Dick schreibt seinen Namen.

Zarif, denen ihr Eigentümer, der Elberfelder Juwelier Krall, das Rechnen, Lesen und Sprechen, das nach einem vereinbarten Schlüssel durch Hufschläge ausgedrückt wird, beigebracht hat, erinnert ein Hund, Dick mit Namen, der jetzt im Londoner Hippodrom vorgeführt wird.

Dick, ein Pudel, schreibt auf Befehl seines Herrn mit Feder

und Tinte seinen Namen auf eine große Wandtafel. Über die Pfote wird eine Art Handschuh gezogen, an dem die Feder befestigt ist. Der Hund kann sowohl mit der rechten als auch mit der linken Pfote schreiben. Die Schrift ist schwungvoll, klar und deutlich. Dick hat also in der Tat eine sehr „leserliche Pfote“.

Außerdem kennt der Hund die Zahlen; auch rechnet er gut. Er zieht die Summen zusammen und schreibt dann das Resultat darunter. Endlich unterscheidet Dick die Farben Rot, Weiß und Gelb. Über die Lehrmethode, die bei dem vierbeinigen Schüler angewandt worden ist, spricht sich sein Abrichter nicht aus. Th. S.

Wie man Krankheiten bespricht. — Trotz der fortschreitenden Aufklärung sind doch noch in vielen Gegenden mystische Formeln in Gebrauch, mit denen man Krankheiten zu heilen sucht oder, wie man sich ausdrückt, „bespricht“. So betet in Pommern der Fieberkranke dreimal bei Sonnenaufgang mit dem Blick auf die Sonne folgende Worte: „Liebe Sonne, komm bald herab und nimm mir die siebenundsiebzig Fieber ab.“ In Württemberg spricht man dafür: „Ich richte mich gegen die Sonne auf, ach Gott, tu mir die Fieber auf, die heißen wie die kalten, daß ich sie nimmer tu' über Nacht behalten.“ In Pommern schreibt man die Besprechung auf einen Zettel, den man an einer Schnur um den Hals trägt. Die Besprechung lautet: „Der Fuchs ohne Lungen, der Storch ohne Zungen, die Taube ohne Gall, hilft für das siebenundsiebzigerlei Fieber all.“

Der Gichtkranke muß in Mecklenburg bei Sonnenaufgang einen Bach oder Teich aufsuchen, dreimal von seinem Wasser trinken und dabei sprechen: „Ich und der Fluß — gemeint ist der rheumatische Fluß — und die Gicht, wir drei gingen zu Wasser. Ich trank, und der Fluß und die Gicht verschwand.“ Im Lauenburgischen spricht der Gichtkranke bei abnehmendem Mond: „Gicht, ich befehle dir, du sollst nicht mehr reißen, du sollst nicht mehr schleißen, du sollst nicht mehr rennen, du sollst nicht mehr brennen, du sollst nicht mehr brechen, du sollst nicht mehr stechen.“

Bei Schlaflosigkeit spricht der Leidende in Hessen, wenn abends die Kühe von der Weide ins Dorf getrieben werden:

„Die erst' Kuh, die zweit' Kuh, die dritt' Kuh, gebt mir doch die Nacht mei' Ruh!"

Nimmt die Sehkraft ab und hat man, wie es heißt, ein Fell auf den Augen, so spricht man in der Mark Brandenburg: „Es fielen drei Jungfern vom Himmel auf die Erde. Eine konnte segnen das Gras auf der Erde, die andere das Laub auf den Bäumen, die dritte das Fell vom Auge."

Gegen Blutungen, besonders Nasenbluten, wendet man in Ostpreußen folgende Besprechung an: „Abek, Wabek, Fabek. Im Garten stehen drei rote Rosen, eine für das Gut, die andere für das Blut, die dritte für den Engel Gabriel." Dagegen sagt man in Westfalen: „Ich ging einmal durch eine Gasse; da fand ich Blut und Wasser. Das Wasser ließ ich fließen, das Blut macht' ich gießen."

Gegen bohrende Schmerzen im Leib, die man vielfach auf Würmer zurückführt, sagt man in Baden: „Petrus fuhr aus gen Acker, ackert drei Furchen, ackert auf drei Würmern. Der eine ist weiß, der andere ist schwarz, der dritte ist rot, da sind alle Würmer tot."

Die Gesichtsrose wird in der Altmark auf folgende Weise besprochen: „In allen Kirchen klingt es, in allen Kirchen singt es, in allen Kirchen wird das Evangelium gelesen, Rose, du mußt sterben und verwesen."

Bei Entzündungen, die meist „Brand" genannt werden, gebraucht man in Württemberg die Besprechung: „Lorenz lag auf einem feurigen Rost. Da kam ein Engel mit seinem starken Trost. Er kam mit seiner starken Hand, er löscht' den starken, den kalten und den warmen Brand."

Will ein Pommer Warzen vertreiben, so muß er in den Vollmond sehen und dabei sprechen: „Wat ick seh', dat steiht, wat ich striek (streiche), dat geiht." In Mecklenburg sagt man statt dessen, wenn das Totenglöcklein läutet: „Glocken gahn Toten nach, Wratten (Warzen) gahn mit."

Endlich muß man im Harz, um Flechten zum Verschwinden zu bringen, des Morgens, bevor man noch mit jemand gesprochen hat, die Worte hersagen: „Die Schwalbe und die Flechte, die flogen über das Meer, die Schwalbe, die kam wieder, die Flechte nimmermehr." Th. S.

Ein Brautbesuch. — Ein junger Engländer verliebte sich sterblich in ein junges Mädchen und verlobte sich mit ihr ohne Vorwissen seiner Eltern. Er verschwendete aber jetzt viel Geld, und so verschaffte man ihm eine Stellung in Indien. Er bekleidete diese Stelle fast zwanzig Jahre und kehrte dann als reicher Mann in sein Vaterland zurück. Sofort eilte er zu seiner ehemaligen Braut, die er nie vergessen hatte.

Er trat in ihr Zimmer, wo er sie in einem Armstuhle vor dem Kamine fand, neben ihr einen alten einäugigen Hund, eine Katze, die auf dem Kamine saß, und einen Papagei, der im Zimmer umherlief. Nachdem er sich vorgestellt hatte, wollte die Dame ihm antworten, es überfiel sie aber ein so starker Husten, daß sie nicht sprechen konnte. Der Hund fing an zu bellen, die Katze mauzte, und der Papagei überschrie alle. Der Besucher wollte die Tiere beruhigen, aber der Papagei zwickte ihn in die Wade. Er lehnte sich jetzt an den Kamin, wo ihm die Katze die Perücke vom Kopfe riß und diese greulich zerzauste. Die hustende Dame klingelte und befahl ihrem Kammermädchen, Pflaster und Verbandzeug zu bringen. Da entstand plötzlich im Vorzimmer ein gewaltiges Gepolter. In der Eile hatte das Kammermädchen vergessen, die Tür zuzumachen. Die Katze war hinausgeschlichen und hatte den Kanarienvogel mit samt dem Käfig heruntergerissen.

Darüber fing die Dame an, heftig mit dem Kammermädchen zu schelten. Der Hund fing aufs neue an zu bellen und zu heulen, die Katze mauzte, und der Papagei pfiff und schrie aus Leibeskräften.

Da verlor der Besucher alle Hoffnung, je zum Wort zu kommen, nahm seinen Hut, lief davon und ließ sich niemals wieder blicken. C. T.

Spionengeschichten. — In früheren Jahrhunderten wurden abgefaßte Spione gewöhnlich lebendig verbrannt. Der Spion von heute läuft nicht mehr Gefahr, eines so schrecklichen Todes zu sterben, er müßte sich denn unter wilden Völkern bewegen. Wird er ergriffen, so ist sein Los im Kriege entweder die Kugel oder der Strang, jedenfalls ereilt ihn schnell und sicher die Vergeltung. General Gatacre soll mit eigener Hand den Spion er-

schossen haben, der, als Führer verkleidet, für die Katastrophe am Stormberg im Burenkriege verantwortlich war. Zwei Buren, die man dabei überraschte, wie sie die englischen Befestigungen am Modder-Rivier skizzierten, wurden um vier Uhr nachmittags festgenommen, um halb fünf wurde gegen sie verhandelt, und um fünf waren sie bereits begraben. Drei andere Spione der Buren, die bei Ladysmith auf frischer Tat ergriffen wurden, erhielten eine Stunde Zeit, um sich auf den Tod vorzubereiten. Eine nicht viel längere Frist wurde im amerikanischen Freiheitskriege dem Major Andrée gewährt, und trotz seiner flehentlichen Bitten an Washington mußte er den Tod durch den Strick erleiden.

„Laßt mich eines ehrlichen Soldaten Tod sterben! Noch ist es nicht zu spät dazu!“ schrie er verzweifelt, als seine Augen der Schlinge ansichtig wurden, die von dem verhängnisvollen Querholze herunterhing.

„Das Urteil lautet auf Tod durch Erhängen und nicht durch Erschießen,“ war die kühle Antwort des Offiziers, der mit Vollzug der Hinrichtung beauftragt war.

„Gut denn,“ erwiderte Andrée und richtete sich dabei zu seiner vollen Größe auf, „dann ruf' ich Euch zu Zeugen an, daß wenn ich auch einen schimpflichen Tod sterben muß, ich ihn so tapfer ertrage, wie das einem ehrlichen Soldaten geziemt.“

Ein solch peinliches Schauspiel kann sich bei unserer modernen Kriegführung kaum noch wiederholen. Meist wird ein verurteilter Spion erschossen. So starben der russische Oberst Feodorowitsch vor Plewna, der Major Panitza, der mit vierzehn anderen Offizieren zusammen im Frühjahr 1890 von den Bulgaren zum Tode verurteilt wurde, und jener vielversprechende deutsche Generalstabsoffizier Major v. Theisinger, der durch den Verrat seines elsässischen Dieners kurz vor dem Beginn der Belagerung von Paris in einem Versteck aufgefunden wurde.

Vielfach ist noch der Glaube verbreitet, daß die Arbeit eines Spiones an und für sich schimpflich, daß auch der berufsmäßige militärische Geheimagent ein mehr oder weniger

niedriges Geschöpf sei. Das ist indessen ein großer Irrtum. Freilich gibt es Spione und Spione. Der bezahlte Renegat, den schmutzige Habgier verleitet, die Geheimnisse seines Landes zu erkunden und sie dem Feinde zu verraten, ist ganz anders zu beurteilen als der Offizier, der mit Gefahr seines Lebens sich in das feindliche Lager wagt, um hier Informationen zu erhalten, die für die Führung seiner Armee von unermeßlichem Nutzen sein können.

Ein Spion der letzteren Art war Lord Kitchener, der bekannte englische Feldherr. Seine Klugheit, seine Energie und Findigkeit, die er als Spion entwickelte, waren es, die zuerst die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf ihn lenkten. Allein und unbewaffnet wagte er sich im Herbst 1882 in den aufständischen Sudan hinein, und es gelang ihm, als Händler verkleidet, bis Chartum vorzudringen. Hier sah er einen anderen Spion so lange gepeitscht werden, bis diesem das Fleisch in Streifen vom Leibe hing; dann wurde der Unglückliche, mit dem Gesichte nach unten, in brennender Sonnenglut ans Kreuz geschlagen. Von jener Zeit an führte Kitchener, der sich später auch unter wilden Wüstenstämmen bewegte, stets ein kleines Fläschchen mit Zyankali bei sich. J. C.

Ein wirklich originelles Geschenk. — Die als „schwedische Nachtigall“ seinerzeit weit und breit berühmte Sängerin Jenny Lind gab im Jahre 1845 auch in Berlin mehrere Konzerte und erzielte beispiellose Erfolge. Die Berliner überschütteten sie förmlich mit Blumen und Geschenken. Täglich wurden in ihrem Hotel ganze Berge von Blumensträußen und Angebinden abgegeben.

Als nun der damals im Musikleben Berlins eine bedeutende Rolle spielende schöngeistige Baron v. Röder die Sängerin eines Tages fragte, ob sie über diese Aufmerksamkeiten Freude empfände, meinte Jenny Lind mit ihrer gewohnten Offenheit: „Blumen und Gedichte sind schrecklich in solchen Massen. Wenn mich doch nur ein einziges Mal jemand durch eine wirklich originelle Gabe überraschen wollte!“ —

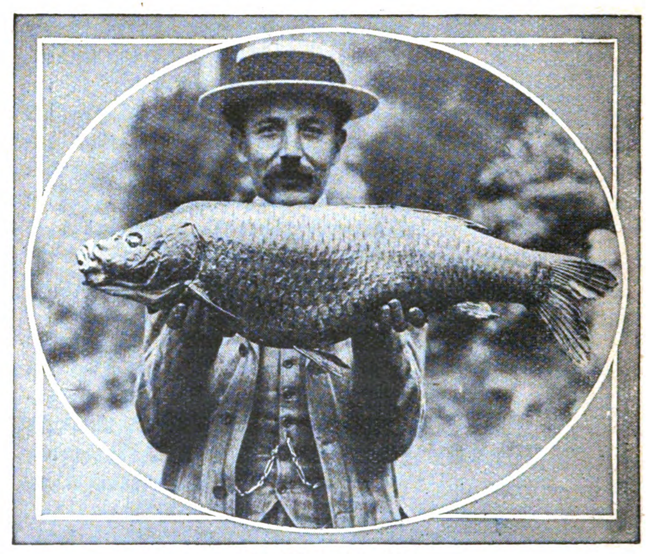
Am nächsten Morgen erhielt die Sängerin ein Pappschächtelchen und einen Brief von dem Baron zugeschickt. In dem

schmucklosen Behältnis war nichts als eine Menge — Mehlwürmer enthalten. In dem Begleitschreiben aber stand:

„Daß ich mich originell erweise:
Mehlwürmer sind der Nachtigallen Speise!"

Jenny Lind mußte zugeben, daß Herr v. Röder ihr hierdurch eine wirklich nicht alltägliche Überraschung bereitet hatte, bat ihn aber doch in ihrem Dankschreiben, künftig lieber weniger originell zu sein. W. K.

Ein Riesenkarpfen. — Die Karpfen, die für gewöhnlich



Ein Riesenkarpfen.

aus den Teichwirtschaften auf den Markt gebracht werden, haben ein Gewicht von 1, 2 oder 3 Kilogramm. Nur selten trifft man bei der jetzt herrschenden rationellen Ausnützung der Teiche auf Karpfen, die 5 oder 6 Kilogramm schwer sind. Daß sich zuweilen aber Karpfen auch viele Jahre hindurch den Nachstellungen zu entziehen wissen, zeigt der glückliche Fang eines

Karpfens, den ein Mister Woodruf in einem Teich bei Cheshunt in der Grafschaft Hertfordshire in England getan hat. Der Riese, den er mit der Angel fing, hat ein Gewicht von 8 Kilogramm, mißt in der Länge 80 Zentimeter und hat einen größten Umfang von 50 Zentimeter. Th. S.

Aus dem Leben eines Krösus. — Johann Jakob Astor, ein jüngerer Sohn des Schulzen Astor von Walldorf im pfälzischen Odenwald, war 1784 als „armer Teufel“ in Amerika eingewandert. Zehn Jahre später war er der einflußreichste Pelzhändler von Kanada und Gründer der Pelzhändlerstadt Astoria.

Astor zählte auch zu den Subskribenten des Audubonschen Monumentalwerkes über die Vögel Amerikas, das im Subskriptionswege tausend Dollar kostete. Nach vollständigem Erscheinen desselben suchte der Gelehrte den Multimillionär wiederholt auf, um sein Geld zu erhalten, aber immer wieder bekam er zu hören: „Ach, Mister Audubon, Sie haben bei mir kein Glück, das bare Geld ist sehr rar. Ich habe nichts in der Bank stehen, alle meine Fonds sind angelegt.“

Als er zum sechsten Male erschien, traf er den Krösus in Gesellschaft seines Sohnes William. Sofort jammerte Astor senior: „Ach, Mister Audubon, kommen Sie schon wieder wegen Ihres Geldes? Schlechte Zeiten! Das Geld ist rar — wirklich sehr rar!“

William warf seinem Vater einen entrüsteten Blick zu, den der alte Geizkragen bemerkte.

Sofort änderte er den Ton und sagte liebenswürdiger: „Wir müssen Ihnen aber helfen, lieber Audubon. — William, schau mal nach, wie es mit unserem Bargeld steht?“ Er wollte damit nur William aus dem Zimmer entfernen, um nachher den Gelehrten wiederum hinauskomplimentieren zu können.

Aber William sagte trocken: „Wir haben 220,000 Dollar in der Bank von New York, 98,000 in der Handwerkerbank, 90,000 in der Bank der Kaufleute, 70,000 in der Citybank —“

„Genug, genug!“ Der Alte hielt sich die Ohren zu. „Ich sehe, es langt! — William, stelle dem Herrn einen Scheck auf 1000 Dollar aus. Aber gelesen habe ich noch für keinen Cent!“ —

So geizig Astor war, so war er doch anderseits auch kein Protz. Seine älteste Tochter nahm sich zwar als erste unter vielen Nachfolgerinnen einen europäischen Aristokraten zum Gemahl, die jüngere aber durfte einen armen Lehrer aus Liebe heiraten. W. F.

Merkwürdige Heilungen der Epilepsie hat Professor Horsley durch chirurgische Operationen herbeigeführt. In zwei Fällen konnte er die Entstehung der Krankheit auf Verwundung am Kopfe zurückführen. Da also die Stellen, von denen das Übel ausging, bestimmt festgestellt werden konnten, so brauchte Horsley den Schädel nur zu trepanieren, die Knochensplitter und erkrankten Gewebe zu entfernen und die niedergedrückten Schädelteile wieder aufzurichten.

Der dritte Fall war schwieriger. Die betreffende Person wurde von epileptischen Anfällen heimgesucht, die an Heftigkeit und Häufigkeit stets zunahmen und ihr jede Arbeit unmöglich machten; eine merkliche Verletzung des Gehirns war aber nicht festzustellen und auch sonst keinerlei Anzeichen über Ursache und Sitz der Krankheit gegeben. Nur die Beobachtung, daß die Anfälle stets mit Zusammenziehung der Daumenmuskeln der linken Hand begannen, führte Horsley zu der Annahme, daß eine beständige Reizursache sich an jener Stelle des Gehirns befände, von der aus die genannten Muskeln in Bewegung gesetzt werden. Er beschloß daher, den Schädel genau an dieser Stelle zu öffnen, und fand in der Tat eine tief in das Gehirn eingebettete Geschwulst. Er entfernte sie, und von nun an erneuten sich die epileptischen Anfälle nicht mehr, und die Wunde vernarbte ohne Schwierigkeit. C. T.

Ein rettender Trinkspruch. — König Christian IV. von Dänemark war ein großer Freund des edlen Rebensaftes. Nicht nur, daß er gern eine lustige Gesellschaft trinkfester Zecher um sich sah, er war auch persönlich einem besonders guten Tropfen nicht abhold und hielt sich stets einen ansehnlichen Vorrat davon zu seinem eigenen Gebrauch. Zur Verständigung mit seinem Kellermeister und dem Oberschenken nannte er ihn seine „Herzstärkung“.

Als er wieder einmal eine gewaltige Sendung sowohl

von diesem, wie auch von dem ebenfalls sehr guten Wein „zu ordinärem Gebrauch“ erhalten hatte, lud der Oberschenk eine Anzahl seiner guten Freunde aus der Hofgesellschaft für die Zeit, da der König auszureiten pflegte, zu einer kleinen Trinkprobe des neu angekommenen Weines in den königlichen Weinkeller. Die Probe wurde sehr gewissenhaft und gründlich vorgenommen, und da die Herren allesamt geübte Weinkenner waren, so hielten sie sich mit Eifer und Ausdauer an ihres gnädigsten Herrn edle Herzstärkung.

Darüber vergaßen sie aber unglücklicherweise die Zeit, zu der der König von seinem Ausritt heimzukehren gewohnt war. Erst als sie plötzlich seinen dröhnenden Schritt auf der Wendeltreppe des Kellers hörten, erinnerten sie sich seiner. Schreckensbleich starrte einer den anderen an; denn in solchen Dingen ließ der Monarch nicht mit sich spaßen, obgleich er für Humor zugänglich und nicht umsonst Dänemarks volkstümlichster König war.

Da rettete sie die Geistesgegenwart des Grafen M. Mit schnellem Griff hob er seinen Pokal auf und schrie mit weithin schallender Stimme: „Auf die Gesundheit unseres lieben königlichen Herrn, den Gott uns lange erhalten möge, damit er sich mit uns noch oft an diesem edlen Trunk erquicken könne!“

Wie elektrisiert sprang die ganze Zechgesellschaft auf und brüllte begeistert: „Es lebe der beste und gnädigste König!“

Das ganze Bild wirkte auf König Christian, als er jetzt die Tür öffnete und eintrat, dermaßen, daß es ihn in die froheste Laune versetzte. „Ihr Lieben,“ redete er die Versammelten an, „da ich sehe, daß ihr meine Herzstärkung nur dazu vorhabt, um darin meine Gesundheit zu trinken, so sauft nur brav herum. Es ist mehr davon da, und wir wollen probieren, wer's länger aushalten wird, ihr oder mein wohlgefüllter Keller.“

Damit setzte er sich zu ihnen, und nun begann das Zechgelage erst recht. C. D.

Hungertod. — Während erwachsene Menschen nur etwa zwölf Tage und Kinder sogar nur sieben bis acht Tage ohne Nahrungsaufnahme bestehen können und dann infolge voll-

ständiger Erschöpfung nach schmerzhaften Krampf- und Tobsuchtsanfällen sterben, vertragen viele Tiere die Entziehung jeglicher Nahrung bedeutend besser.

Obenan stehen hier die Reptilien. Der Londoner Zoologische Garten erhielt im Jahre 1895 aus Indien eine Riesenschlange zugeschickt, die nach ihrer Ankunft keinerlei Nahrung mehr zu sich nahm, trotzdem aber noch anderthalb Jahre lebte. In den ersten sechs Monaten war dabei eine wesentliche Abmagerung an ihr nicht zu bemerken. Erst nach dieser Zeit schrumpfte sie immer mehr zusammen. Bei ihrem Tode wog sie nur halb so viel als bei ihrem Eintreffen in London. Der allgemeine Satz, daß der Tod eintritt, wenn das Körpergewicht auf drei Fünftel seines ursprünglichen Wertes gesunken ist, trifft bei den Reptilien mithin nicht zu.

Von den Amphibien sind es Salamander und Molche, die als Hungerkünstler Beachtung verdienen. Im Juli 1870 hatte der französische Naturforscher Lepine an einen ihm befreundeten Kollegen in Berlin ein Kistchen mit seltenen afrikanischen Molchen von Alger aus abgeschickt. Infolge des Krieges blieb die Sendung bis zum März 1871 in Paris liegen und wurde dann erst dem Adressaten zugestellt. Die Molche, die in sogenanntes Schwammmoos, das die Feuchtigkeit der Luft sehr begierig aufsaugt und sich daher stets frisch erhält, verpackt waren, lebten sämtlich noch, obgleich seit ihrer Absendung inzwischen fast neun Monate verstrichen waren.

An dritter Stelle ist dann als äußerst widerstandsfähig gegen Hunger unser treuer Hausgenosse, der Hund, zu nennen. Gutgenährte, kräftige Hunde vermögen es ohne jede Nahrung und Flüssigkeit bis zu drei Wochen auszuhalten — eine Leistung, die ihnen kein anderes Säugetier nachmacht. Pferde gehen bereits nach vierzehn Tagen an Hunger ein, Katzen sogar schon nach elf Tagen. Am schnellsten erliegen auffallenderweise die Wiederkäuer dem Hungertode. Rinder sind nach achttägiger Nahrungsentziehung unrettbar verloren. Legt man ihnen zum Beispiel nach sechstägigem Hungern Futter vor, so rühren sie es vor Entkräftung nicht mehr an und sterben spätestens am neunten Tage.

Ebensowenig widerstandsfähig zeigen sich Vögel. Die meisten Arten gehen schon nach zehntägigem Fasten ein. Steht ihnen Wasser zur Verfügung, so halten sie es einige Tage länger aus. Auffallend ist es, daß Vögel, die in der Gefangenschaft großgezogen sind, an Nahrungsmangel bedeutend schneller eingehen als wildlebende. Besonders hinfällig sind zum Beispiel zahme Kanarienvögel. Sie sterben schon nach drei Tagen an Hunger.

Auch Fische erweisen sich als schlechte Hungerkünstler. Viertägiges Fasten bringt den meisten von ihnen den Tod. Eine Ausnahme bilden nur die Raubfische. Fischzüchter haben beobachtet, daß Hechte es ohne Nahrung bis zu zwölf Tagen aushalten. Ein junger Haifisch, der für das Pariser Museum für Meereskunde bestimmt war, blieb in seinem Wasserbehälter durch ein Versehen vierzehn Tage in dem Güterschuppen von Le Havre stehen, ohne daß sich jemand um ihn kümmerte. Als man sich seiner endlich erinnerte, war er noch äußerst lebendig, fraß die ihm vorgeworfenen Fleischstücke mit bestem Appetit und überstand dann auch den weiteren Transport bis an seinen Bestimmungsort tadellos. W. K.

Ein Feldbrief aus dem Jahre 1634. — Aus dem Lager bei Münster in Westfalen richtete der Fähnrich Johann Christian Schneiden, der in dem Regiment stand, das die Stadt Köln den Kaiserlichen zur Verfügung gestellt hatte, an seine Frau zu Pfingsten des Jahres 1634 einen Brief, der in die Lage der Soldateska im Dreißigjährigen Krieg interessante Einblicke gestattet. Unserer heutigen Ausdrucksweise angenähert, lautet der Brief:

„Der ehr- und viel tugendsamen Frau Agatha Schneiden, Fähnrichin in Kölln, meiner herzallerliebsten Hausfrau, wohnhaft in der Glöcknergasse.

Ach, meine tausend herzallerliebste Agatha, ehelichen Gruß und Treue zuvor! Von Deiner Gesundheit einmal zu hören, wäre mir eine überaus große Freude, wie auch ein tröstliches Schreiben zu empfangen, deren ich noch keines bekommen habe. Was mich anbelangt, so bin ich nur halb gesund, voller Ungeziefer, eine armselige Kreatur und verlassen.

So Du es recht wissen würdest, wie es uns geht, müßte sich ein Stein erbarmen. Wir sind für nichts geachtet; ob einer krank, gesund, liegend oder stehend ist, gilt für gleich.

Kein Mensch redet fürs Köllnische Regiment, und wir sind unseres ganzen Regiments noch nicht hundertfünfzig Mann. Wir haben heftig eingebüßt und keine Ehre davon. Der Feind hat uns verfolgt, uns umzingelt und gejagt bis nach Münster in Westfalen. Wir liegen in Leibes- und Lebensgefahr, scharmutzieren auch täglich mit dem Feind. Wir liegen vor der Stadt unter freiem Himmel, in drei Monaten bin ich nicht aus meinen Kleidern gekommen und hatte immer nur Stroh unter mir.

Meine Sachen mit meinem Knecht und Pferd, deren ich sechs nacheinander verloren habe, ein Schaden von vierhundert Reichstalern, sind alle fort. Es ist gar nichts mehr übrig, als daß ich noch mein junges Leben verliere. Wir liegen auf der Straße wie das tote Vieh und leiden großen Mangel. O Brot! o Brot! o frisches Wasser! Wenn ich das Leben verwirkt hätte, so könnte man mich nicht in ärgeres Elend bannen.

Ich habe mich ehrlich und ritterlich, wie es einem Fähnrich gebührt, bisher verhalten, aber länger ist es mir nicht möglich, und ich muß wider meinen Willen mein Fähnlein verlassen. Alle meine Kameraden sind mit mir müde und begehren ihren Abschied. Alle Tage reißen Soldaten aus und Offiziere. Alle vier Tage bekomme ich ein Pfund Brot und sonst nichts mehr. Oh, es ist nicht auszusprechen, wie wir leiden. Die gemeinen Knechte leben noch besser als ich. Ich habe noch kein einziges Bürger- oder Bauernquartier gehabt. Ja, wenn mir meine Sachen nicht gestohlen wären, dann wollte ich ein Stück Geld erspart haben. Nun ist es hin. Unsere eigenen Reiter haben der Hauptleute Bagage geplündert, als sie sahen, daß die Feinde auf uns herankamen und wir die Flucht ergreifen mußten.

Wir werden nur als Schanzen- und Gräbenfüller angesehen, und stets geschieht es, daß das Köllnische Kriegsvolk an die Spitze gestellt wird. Auch werden die Fähnriche zum Sturm

und in die Laufgräben wider das Herkommen kommandiert. In Summa, ich kann's nicht länger ausstehen.

Ach, wie warte ich mit Verlangen auf ein Antwortschreiben von Dir! Man wundert sich, daß Du mir noch nicht geschrieben hast und ich keinen Brief von Dir empfangen habe. Das ist wahrlich gegen Gott und alle eheliche Liebe. Habe ich Dich erzürnt, verzeihe es mir. Hiermit, mein getreuer Schatz, viel tausend gute Nacht!" Th. S.



Eine Luftschifferfahne.

Eine Luftschifferfahne. — Das französische Luftschifferregiment, das aus Luftschiffern und Fliegern besteht, erhielt kürzlich eine prachtvolle Fahne zum Geschenk. Die Schenker sind die Mitglieder des Luftschifferinnenklubs „Stella".

Im Mittelfeld zeigt die in den französischen Farben gehaltene Fahne in Gold gestickt einen geflügelten Anker, der die Flugtüchtigkeit und die Sicherheit der Flugapparate versinnbildlichen soll. Ihn umgibt ein Lorbeerkranz. Darunter stehen die Worte: „Fleurus. Äußerster Orient. Marokko." Sie sollen auf die erste Verwendung eines Ballons zu Erkundungszwecken in der Schlacht bei Fleurus am 26. Juni 1794, wo die Franzosen unter Jourdan gegen die Österreicher unter dem Prinzen Josias von Sachsen-Koburg fochten, sowie auf die Benützung der Flugfahrzeuge in Tongking und Marokko hinweisen.

Die Vorsitzende des Klubs, Frau Surcouf, überreichte die

Fahne dem Obersten Hirschauer, dem Kommandeur des Luftschifferregiments, der sie dann im Invalidenhaus verwahren ließ. Th. S.

Nächtliche Jagden mit dem Büffel. — Unter den mancherlei Listen, deren sich der Mensch bedient, um seiner Jagdlust zu Erfolgen zu verhelfen, beansprucht die bei den nächtlichen Jagden mit dem Büffel in Indien angewendete, gewiß ein besonderes Interesse.

In das Dickicht des tropischen Waldes wird ein Büffel geführt. Damit der Büffel aber in dem tiefen nächtlichen Schatten dieser Urwälder bemerkt werden kann, wird er erleuchtet. Dies geschieht durch ein korbartiges Geflecht oder einen Kasten, der nach einer Seite offen ist. In dieser Vorrichtung brennen Fackeln, die nur das Licht durch die offene Seite in den Wald werfen, während die Jäger im Dunkeln bleiben. Das Licht lockt die Waldtiere an.

So ganz leicht ist dies Jagen zur Nachtzeit mit dem Büffel jedoch nicht. Die Fackeln bringen naturgemäß Feuersgefahr mit sich, unzählige Nachtfalter stürzen sich auf das Licht, verlöschen dies mitunter durch ihre Menge oder entzünden es durch ihre öligen Körper zu großen Lohen, die den Büffel wild machen und dadurch die Jäger in ernste Gefahr bringen. Unvermutet springen auch Leoparden die in diesem Augenblicke beschäftigten Jäger an, und dann ist der Betreffende auch meist verloren.

Dergleichen Unfälle schrecken jedoch die Jäger nicht ab, mit dem Büffel zu jagen. Dies geht auf folgende Weise vor sich. Gebückt hinter dem runden Leib des Büffels lauern Führer und Jäger. Bald tauchen durch das Licht angelockte Tiere auf: Hirsche, Wildschweine und die großen Räuber aus dem Katzengeschlecht. Das Licht blendet sie. Das Wild steht da und lauscht und starrt auf das Feuer. Diesen Augenblick benützen die Jäger zum sicheren Schuß. Ist die Beute geholt, wandert der Jäger mit dem Büffel zu einer anderen Stelle des Waldes, wo seine Erscheinung dann noch neu ist.

Es macht einen seltsamen Eindruck, solch einer Jagd bei-

zuwohnen. Das mächtige, phantastische Blätterwerk des indischen Urwaldes hat in der rötlichen, schwankenden Fackelbeleuchtung etwas Schauerlich-Gespensterhaftes, die aufgescheuchten Vögel, Affen und die zahlreichen anderen Tiere, die in den Baumzweigen sich aufhalten, flattern, kreischen und schreien über den Köpfen der Jäger, und in dem Lichtkreis schleichen und huschen die Jagdtiere. O. v. B.

Gefährliche Vergeßlichkeit. — Ein eigenartiges Mißgeschick passierte vor einigen Jahren dem Herzog von Cambridge. Inkognito und unter dem Namen eines Lord Moore hatte er eine Reise von Canterbury nach Edinburg angetreten. Gegen seinen ursprünglichen Vorsatz unterbrach er die Fahrt in London, weil ihm einige Einkäufe in den Sinn kamen, die er gleich noch besorgen wollte. In einem Westendhotel stieg er ab und verbrachte dort die Nacht. Den folgenden Tag suchte er verschiedene Geschäfte auf und kaufte ein.

Nun hatte er sich im Hotel zuerst als Lord Moore bezeichnet, als ihm aber dann das Fremdenbuch vorgelegt wurde, war er so in Gedanken, daß er sich unter seinem wirklichen Namen und Titel eintrug. Da er nur einen einzigen Diener bei sich hatte, schien dem Hotelbesitzer die Sache verdächtig. Er setzte die Polizei von dem merkwürdigen Gaste in Kenntnis, der sich über seinen eigenen Namen nicht klar zu sein schien.

Die Polizei fragte telephonisch im Palais des Herzogs an, ob dieser sich zurzeit in London aufhalte. „Ganz und gar nicht,“ lautete die Antwort, „er ist auf einer Reise nach Edinburg.“

Daraufhin wurde der Herzog in einer Seitenstraße von Piccadilly verhaftet und wegen unbefugter Anmaßung eines königlichen Namens und Titels nach dem nächsten Polizeiamt gebracht. Er amüsierte sich „königlich“ darüber, aber es kostete doch einige Stunden Zeit, ehe die Polizei sich davon überzeugen ließ, daß sie es nicht mit einem Hochstapler, sondern mit einem echten Gliede der königlichen Familie zu tun hatte. C. D.



Eine interessante Versteigerung veranlaßte im Jahr 1828 die berühmte Sängerin Henriette Sontag in Paris. Sie ließ nämlich alle ihr überflüssig erscheinenden Geschenke, die sie in den letzten Jahren in Paris und London erhalten hatte, öffentlich an die Meistbietenden versteigern, und das waren nach dem Auszuge, den damals eine Pariser Zeitung davon gab: 1700 Stück Porzellanschalen mit massiver Vergoldung, 13 Kaffeeservice von Silber, 28 von Porzellan, 7 Damenuhren mit Brillanten und 31 ohne Brillanten, 1 Halsschmuck mit Edelsteinen und 18 von massivem Golde, 2200 Dutzend Pariser Damenhandschuhe, 24,000 Ellen Batistleinwand, 1180 Körbe Champagner, 540 kleinere Schmucksachen von Gold, 77 Porträte von ihr selbst. Sie erzielte bei dieser interessanten Versteigerung das hübsche Sümmchen von 336,000 Franken. C. T.

Coppée und Dumas. — Der französische Dichter François Coppée errang mit seinem Einakter „Der Vorübergehende“, der mit Sarah Bernhardt in der Hauptrolle aufgeführt wurde, einen ungewöhnlichen Erfolg. Alexander Dumas der Ältere, der bereits zu Ruhm und Ehren gelangt war, war von dem Einakter Coppées so entzückt, daß er nach Beendigung der Vorstellung den jungen Dichter im Theaterfoyer vor aller Augen umarmte und mit Pathos ausrief: „Talentvoller Mann, nenne mich du!“

Coppée jedoch, der nur zu sehr fürchtete, durch eine Duzfreundschaft von dem als Lebemann berüchtigten Dumas angeborgt zu werden, wußte dieser Gefahr klug zu begegnen. Er umarmte den berühmten Kollegen ebenso herzlich und sagte dazu bescheiden: „Göttlicher Dumas, nie werde ich das wagen!“

Dumas, dessen Eitelkeit diese öffentliche Anerkennung seiner Genialität nicht wenig schmeichelte, drückte Coppée warm die Hand und sagte: „Ich wünschte, jeder junge Franzose besäße diese edle Bescheidenheit!“ W. K.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.



zur H



z. schne
men d.



zur Har
wä

Ela

